V. J. Hildenbrand,

D. A. D. U. K. P. H.

über die

Macht der Fürsten

und über die

bürgerliche Freyheit.

Ein Buch

für's

deutsche Volk.

1793.

In Kommission bey Johann Georg Edlen
von Mößle.

Vieles sah ich. Ich weiß, was Groß und Schön ist in dem Leben. Allein das ist das höchste, was des Sterblichen Auge sehen kann — Ein König, der Glückliche macht.

Klopstock.

Dem

Deutschen Volke

geweihet.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Edle, bidere Deutsche!

Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht übel gewählt, in welchem ich gegenwärtiges Buch hinschreibe; — ein Buch von der Macht der Fürsten, und von der bürgerlichen Freyheit.

Es sind euch ja, schätzenswerthe Landsleute, die Beweggründe nicht unbekannt, die allenfalls hiezu reizen konnten; eben so wenig, als das heutige Verhältniß der Völker und Staaten, das mich, und das euch aufmerksam machen mußte.

Unsere Nachbarn, ja einige unserer Mitbürger, die mit uns im nämlichen Schooße ruhen, und weich und sanft ruhen könnten, haben sich muthwillig von der rechten, geraden Bahne abgeschlagen, die allein zur bürgerlichen Glückseligkeit,

und

und zum ruhigen, ungestörten Gesellschafts-genuße führet. Sie haben Tugend, Ehre, Treue und Männlichkeit verlaßen, und Tugend und Ehre, und Treue und Männlichkeit — jede Zierde des Menschen und des Bürgers — hat sie verlassen.

Und wir — wir Unglückliche — mußten diese Epoche erleben. Eine Epoche, die in der ganzen langen Geschichtenkette unserer Vorfahrer keine ähnliche hat. — Welcher Schandfleck für unser Zeitalter, für unsere Zeitgenoßen — für unser Jahrhundert! — Welcher unauslöschbarer Schandfleck! — Fast zörne ich über die Vorsicht, oder über den Zufall, der mich nicht zu einem andern Zeitpunkte leben machte.

Ausdrücklich darf ich es wohl nicht sagen, was ich meine. Tausende von euch fühlen es so stark und so tief im Herzen, wie ich. — Und wem kann es zuletzt unbekannt seyn, wenn ganze Völker,

wenn

wenn ganze Nazionen sündigen; wenn nicht nur der leichtsinnige Franzmann und sein angränzender Halbbruder, ja wenn auch — fast sträubt sich der Kiel es zu schreiben — wenn auch der sonst bidere, feste Deutsche, dessen karakteristische Eigenschaft immer die einfältige Redlichkeit war, — wenn auch der redliche Deutsche zu wanken, zu sündigen anfängt.

Mit seinem Loose unzufrieden, der Ruhe, der er bisher im Schooße einer vorsichtigen Regierung genoß, ja gleichsam seiner eigenen Glückseligkeit schon überdrüßig, fällt mancher Staatsbürger nun auf wahnwitzige Gedanken, auf schlechte, unsinnige Gedanken von Freyheit und Menschheit, die nur von elenden, schiefen Begriffen, vom schlechten Beyspiele, von einer blinden Nachahmung, oder von einem abgeschmackten Neuerungsgeiste unterstützet werden können.

So

So schicken die Menschen, wenn die Thorheiten Oberhand nehmen; wenn sie vom Edlen abweichen, und wenn sie so dumm werden, sich blenden zu lassen, und Rauschblättchen für Gold ansehen.

Wie sehr durch die gallische Nazion die Menschheit herabgewürdiget wurde, bedarf wohl keiner weitern Erwähnung; weil deßen schon genug erwähnet wurde, und weil es ohnehin keinen noch so schlechten Staatsbürger geben kann, der — in seinem Gewissen wenigstens — das Thörichte und Schiefe solcher Handlungen nicht einsehen sollte.

Die Leichtfertigkeit war zwar immer der eigenthümliche Karakter der französischen Nazion, weil sie dem Witze mehr, als dem Verstande huldigte, und weil sie mehr dem Oberflächlichen, als dem Soliden nachgieng.

Die

Die größte natürliche Strafe aber, die sie treffen konnte, ist, daß sie im achtzehnten Jahrhunderte, wo sich alle übrigen Völker am meisten aufklärten, toll und unsinnig werden mußten.

Indem sie den Menschen in seine natürliche, eingebildete Rechte einsetzen will, macht sie ihn zum unglücklichsten Geschöpfe; indem sie ihm seine natürliche, eingebildete Freyheit geben will, macht sie ihn zum Sklaven der dümmsten Vorgesetzten. Sie nimmt ihm den lieben Frieden, die einzige Quelle seines ganzen Wohls.

Schwer ist es nicht, ein Volk, das überhaupt mit der Mehrheit geht, durch Gründe schlauer Witzlinge, und durch Beyspiele lüftiger Bursche hinzureißen, daß es mit dem Schwalle zum Untergang mit fortlaufen muß.

Und

Und leicht, sehr leicht ist es, ein Volk vom Guten zum Bösen abzuleiten. Sehr leicht ist es, den Pöbel von Religion, von bürgerlichem Gehorsame, von Ehre, Pflichten und Treue abzuwenden, und ihn jene Grundsätze annehmen machen, die wegen Leichtigkeit der Erfüllung jeden flüchtigen Menschen anlächeln. Aber die Folge ist doch immer fürchterlich. Fürchterlich für die Nazion, fürchterlich für die ganze Menschheit.

Wehe den Propheten, die Völker verführen! Denn noch keiner hat jemals ein glückliches Ende genommen. Es kömmt der Zeitpunkt, wo ihnen das Volk — bis über die Ohren im Elende — selbst fluchet. Und wehe den Enthusiasten, die sich zu schlechten Absichten Anhänger unter dem Volke wünschen, suchen und machen!

Denn das ist ausgemacht, daß jeder pfiffige Enthusiast das Völklein zu

sei-

seinem Echo machen kann; besonders das leichtfertige, lüftige, französische Völklein; ein Völklein, das ein Es lebe die Freyheit eben so eifrig nachbellet, als es einst ein Es lebe der König, Es lebe die Königinn, Es lebe der Dauphin inbrünstig nachbellte.

Welch schleuniger Wechsel! Welche lächerliche Unbeständigkeit! Schon dieß beweiset einen Karakter der Nazion, der verabscheuenswerth, und niemal nachahmungswürdig seyn kann.

Setzen wir zu diesen Untugenden, die jedem Menschen, und jedem Volke schlecht lassen — setzen wir zu diesen Untugenden die nahe angränzenden Ausschweifungen, und die daraus entstehenden greulichen Folgen hinzu; so kommen wir auf Volkshandlungen, auf tyrannische, unmenschliche Volkshandlungen, deren die Geschichte der Welt bis-

her

her keine aufzuweisen hat, und derer sich unvernünftige Thiere schämen würden.

Nehmen wir das Blut, das bürgerliche Blut, welches seit einigen Jahren her in Frankreich so häufig und so unschuldig floß, welches auf immer um Rache — um fürchterliche Rache zurückschreyen wird.

Nehmen wir das Leiden, was jeder bitterer und schmerzhafter Tod, besonders dem redlichen, dem rechtschaffenen, dem unschuldigen Bürger und Menschen — unserm Bruder verschaffet hat.

Nehmen wir die mehr als thierischen Grausamkeiten, die ein Bruder am andern verübte, einer blinden unverstandenen Enthusiasterey zu Liebe verübte.

Nehmen wir die Unmenschlichkeiten, die eine so aufgeklärt seyn wollende Nazion an den Eingeweiden der unschuldigen Leichen ausübte; die gar nicht gesagt, nicht begriffen werden können.

Neh-

Nehmen wir die Ausschweifungen, die die ohnehin schwarze Nazion jetzt gar zur Ausübung eines Königsmords brachten; ja was noch schrecklicher ist, die ihren heiligen Monarchen durch eine schon lange vorher unmenschliche Marter mehr, als mit Todespeine marterten.

Nehmen wir die Ungerechtigkeit, mit welcher die Nazion ihrem rechtmäßigen Herrn die Ansprüche genommen, welche ihm Geburt und Besitz, welche ihm die göttlichen, natürlichen und weltlichen Rechte eingestehen müßen.

Nehmen wir das lange verächtliche Betragen gegen ihren König, was dem niederträchtigsten Menschen nicht zustehen würde.

Nehmen wir die Behandlung der königlichen Gattin; der liebenswürdigsten, unschuldigsten, gnädigsten Königinn; die, wenn sie wirklich kleiner Fehler sich schul-

dig

dig gemacht hätte, als Dame zu entschuldigen, und als herrschende Königinn unsträflich wäre; die als Theresens Tochter und des durchaus rechtschaffenen Erzhauses Schwester gar keines groben Verbrechens fähig ist; die einer römischen Kaiserinn und eines Kaisers Tochter, zweener Kaiser Schwester und eines Kaisers Tante ist.

Gerade für ein Wunder ist es zu halten, daß eine Dame von einem so zarten Gebäude diese Streiche alle auszuhalten im Stande war. Man muß Mann seyn, und ein harter Mann, wenn man des Königs Schicksal ertragen wollte. Aber alles dieses und noch mehrers für eine weibliche Beschaffenheit! — So bitter zu leiden, als Königinn, als Gattin, als Mutter, als Mensch zu leiden! — — Doch die Dinte stockt mir im Kiele, und das physische Unvermögen, mich an dieser

ser verächtlichen Nazion rächen zu können, muß nur in eine traurige Wehmuth übergehen.

Ein hölzerner, ein Unmensch müßte jeder seyn, dem alle diese Auftritte nicht eine bittere Zähre des Mitleidens aus den Augen lockten. Oder er müßte die Gabe nicht haben, sich mit Gedanken in die Lage solcher Unglücklichen setzen zu können.

Warum doch der hohe Richter so gleichgültig allen diesem zusehen kann; warum er mit dem Donnerkeile nicht hineinschlägt; warum er nicht durch die leidige Pest einen solchen Greuel von Menschen auf immer ausmerzet; oder warum er nicht mit Schwefel und Pech — ja das ist für so unerhörte Verbrechen noch alles zu gelinde — warum er nicht mit einer unerhörten Strafe diesen Lastern und Schandthaten auf immer ein Ende macht?

Ent-

Entweder thuts die liebe Vorsicht der königlichen Familie und einiger Rechtschaffenen zu Liebe nicht, mit denen sie es gut meint; oder aber zum unerhörten Beyspiele für so unerhörte Thaten wartet sie geduldig den Zeitpunkt ab, wo sich das Volk selbst untereinander wie Hunde auffrißt. Denn innerliche Unruhen, und ein innerlicher bürgerlicher Krieg, der alles verheeren muß, was Franzmann heißt, sind die sichern Folgen, die schon vor der Thüre stehen. Gott behüte uns, unsere Kinder und Kindskinder vor so einer Regierung, und vor so einem häßlichen, nachtheiligen Wirwarre.

Es ist unbegreiflich, daß der König so lang den Namen eines Königs über eine so verachtenswerthe Nazion hat führen wollen; und ist ein Beweis, daß er nur ein Uibermaaß von Tugend, Güte und Volksliebe haben mußte.

Kein

Kein Prophet will ich seyn, aber ich glaube immer, ich erlebe den Zeitpunkt noch, wo die französische Nazion mit der jüdischen gleiches Schicksal haben wird. So ähnlich blühend beyde zu seiner Zeit waren; so ein ähnliches Ende werden sie ungezweifelt nehmen.

Dieß sind nun freylich traurige Erfahrungen, die wir in unserm Zeitalter machen müßen, die aber nur eine uns ganz fremde Nazion treffen; eine Nazion, mit der wir weiter nicht mehr verbunden sind, als daß es ihre Königinn mit dem unsrigen ist, und als sie aus Menschen besteht, die unsere Brüder sind.

Aber wer weiß, ob nicht so eine stinkende Pest dieser Nazion auch andere Völker anzustecken im Stande ist; Völker, die wegen geringer Einsicht, wegen Mangel an hinlänglichem Unterrichte, wegen der Stärke des Schwalls zuletzt der

Ansteckung nicht widerstehen können? Welches Elend würde hieraus entstehen.

Wag ich so einen Blick hin in die Zukunft, in eine schaudervolle Aussicht; so werden dann meine Empfindungen Gebeth, daß doch der Alliebende seinen Völkern Licht und Kenntniß geben möchte, das Ungereimte einzusehen, und ein Herz, vor allen derley Handlungen — ja vor allen derley Gedanken zurückzuschaudern.

Wenn uns jede schuldige Handlung, jede schuldige Unterlassung in unserem Gewißen verbindet, den dadurch verursachten Schaden zu ersetzen; was für einen Ersatz kann man von Leuten fodern, die Völker unglücklich machen. Ihr Leben, ihr Blut ist zu wenig, ist nicht hinreichend.

Schätzen wir uns also glücklich, daß wir mit einer so verabscheuenswerthen Nazion, weder in Rücksicht unserer Ahnen, noch

noch so gar in Rücksicht unserer Sprache, noch unter was immer für einer andern Beziehung, eine nähere Verbindung haben. Schätzen wir uns glücklich, daß wir über das Wesentlichste der Menschheit, ihren schlechten Karakter und das unanständige Betragen derselben stolz triumphiren können; und daß wir uns — wenn es doch nicht so viel Beweinenswürdiges darunter gäbe — über alles dieses eben so lustig machen können, als sie sich einst über einige Kleinigkeiten unserer Nazion machten.

Seyen wir stolz, daß ihre Windbeuteley und Leichtfertigkeit zu Boden sinckt, da doch unser ihnen lächerlich scheinendes gesetztes Wesen, wie jede ernste Wahrheit dem Oele gleich oben schwimmt; und da ihr hochgepriesener Witz, unserm einfachen, aber soliden Verstande noch die gehörige Huldigung ablegen wird.

Sie ermangeln zwar nicht, ihre irrigen Denkungsarten, ihre Begriffe, ihre nur gar zu sehr schon zu Werke gestellten Meinungen, wie möglich zu verbreiten. Vielleicht wenigstens des bekannten Beweggrundes zu Liebe: Solamen miseris, Socios habuisse doloris.

Sie wissen, daß derley ausgespritzte Gifte am schleinigsten Wunden machen, und daß keine Kontagion schneller und reißender wirke, als die Freyheitskontagion, weil das unverstandene Wort etwas verspricht, was unwissende Ohren kützelt; weil es der Unwissenden immer mehr, als der Wissenden giebt; und weil die Welt überhaupt gerne getäuscht zu seyn liebt; so wie sie es als Urheber selbst sind.

Daher findet man heute in so viel großen und kleinen Städten Gesellschaften, Versammlungen oder Bruderschaften, die jene der Jakobiner in Frankreich en mi-

nia-

niature vorstellen sollen; die ein Gewisses, was sie selbst nicht wissen, zu Werke stellen wollen, womit aber der bürgerlichen Ruhe oder Glückseligkeit ein Schiffbruch bevorsteht.

Dieser Jakobiner, Illuminaten, Propagandisten ꝛc. finden wir überhaupt drey Klassen: spitzbübische, dumme, und unschuldige Jakobiner.

Die erstern schaden der allgemeinen Ruhe, und den beßten Regierungsformen, wo sie können. Derer sind zum allgemeinen Lobe der Menschheit die wenigsten.

Die zweyten möchten schaden, aber können es nicht. Sie sind zu dumm und zu verstopft, um nur das Systeme verstehn zu können; auch zu unthätig, um einen wirklichen Schaden anzurichten.

Die dritten wissen gar nicht, was sie sind. Verführung hat sie zur Einverleibung gebracht, und sie sind nur in so

weit

weit schädlich, als sie sich von dem dummen Neuerungsgeiste hinreißen lassen, und als sie gewohnt sind, jede Dummheit nachzuaffen, die sie für guten Ton und für Welt halten. Sie sind zu kennen, weil sich ihre Frauen in Gesellschaften in die Ohren sagen: mein Mann ist auch ein Jakobiner; so wie sichs die Weiber zu seiner Zeit für eine auszeichnende Ehre hielten, einige Maurerinsignien an ihren Uhrketten zu tragen, um zu zeigen, daß ihre Männer Freymäurer wären.

Weil nur die Absicht eine Handlung zu richten im Stande ist; so sind nur die ersten zwo Klassen eigentlich sträflich.

Ich kann es zur Ehre unserer Nazion sagen, daß ich alle Gattungen Landsleute, die ich nicht hernennen will, in derley Bruderschaften antreffen würde, aber die wenigsten Deutschen. Und wenn ja ein oder der andere einverleibt seyn soll;

so

so macht er unserer Nazion eben so wenig einen Schandfleck, als eine Schwalbe den Sommer zu bestimmen im Stande ist.

Dieß kann ich dreiste behaupten, so viel sich aufs Hörensagen, auf gegründete Muthmaßungen, und zum Theile auf eigene dumm prahlerische Geständniße behaupten läßt. Aus eigener Erfahrung kann ich nicht sprechen, weil ich in keine derley Versammlung einverleibt bin, weder bey den itzigen Verhältnissen jemals einverleibt zu seyn wünsche, und selbst meinen Maurerornat schon längst auf den Nagel gehängt habe. Auch schwöre ichs bey bürgerlicher Ehre und Pflicht, daß ich jeden derley Antrag, und jede derley Einladung mit dem empfindlichsten Nasenstüber ahnden würde, weil ich gegen derley Versammlungen so sehr Enthusiast bin, daß ich, bloß um mein Mißvergnügen hierüber recht thätig äußern zu können, auch

mit

mit Freuden ein Schlachtopfer einer gut wachenden und Ordnung stiftenden Polizey abgeben würde.

Ich kann es dreiste behaupten, sage ich, daß man unter unsern innländischen Jakobinern alle Landsleute aus den k. k. Erblanden, am wenigsten aber einen eigentlichen Deutschen antreffen wird.

Hernennen will ich sie nicht, diese Landsleute, aus guten Ursachen, obschon ich bey einer Nazion vor der andern ein gewisses Uebergewicht bemerket habe, und obschon ich manchem kleinen Völklein den Hang zur Neuerung und zum Aufruhrsgeiste als zimlich karakteristisch und allgemein beymessen könnte.

Denn wie sehr ich die Wahrheit im allgemeinen vorzutragen liebe; so sehr hasse ich Personalitäten und partikuläre Winke. Auch ist den Herren Jakobinern sehr schwer auf die Zehe zu tretten, wenn

man

man die klårſten Beweiſe nicht in den Hån- den hat, oder wenn man nicht für ſeinen guten patriotiſchen Willen mit der Naſe eines Verlåumders abziehen will.

Aber das freuet mich herzinniglich, daß meine Landsleute, meine redlichen, bidern Deutſchen vom Blendwerke, von falſchen Propheten ſich noch ſo wenig ver- führen ließen; daß ſie für die bürgerliche Ruhe eingenommen, und der Vortheile unſerer Regierungsforme ſo überzeugt ſind, als ſie es bisher Urſache hatten, mit der- ſelben gånzlich zufrieden zu ſeyn.

Ich hoffe daher, daß zum Theile die- ſe meine Zeilen für viele Deutſche über- flüßig ſeyn werden. Ich gebe ſie auch keineswegs in der Abſicht hin, um mei- nen Landsleuten einen belehrenden Wink zu geben; um ihnen reine, edle, gute Geſinnungen beyzubringen, die ſie lange beſitzen; oder um ſie zuletzt mit ſchmeich-

len-

lenden oder überzeugenden Worten von Frevelthaten abzuhalten, zu denen ihnen nicht einmal der Hang angebohren ist.

Sollte es aber wider alles Vermuthen einige unserer Landsleute geben, die sich von einem dummen Schwalle hinreißen ließen und eine französche Denkungsart annahmen; so seyen sie dann von uns verachtet, und ärger wie Pest verscheuet. Denn Namen unserer Brüder sollen sie nicht tragen, und auf immer seyen sie der Genugthuung beraubt sich rühmen zu können, daß sie aus altem, edlem, biderm deutschem Blute abstammen.

Diese werden mein Buch nicht lesen. Sie werden darüber lachen, ausspeyen, oder es vielleicht gar verbrennen. Ich werde ihnen ein Splitter im Auge seyn, und vielleicht werden sie gar Geld auf meinen Kopf setzen.

Nun

Nun so sey es dann, will ich mit Sokrates rufen: Gefällt es den Göttern o Crito, daß die Sache so komme; wohl an! so komme sie so. Anytus und Melytus können mich wohl ums Leben bringen, aber schaden können sie mir doch nicht.

Ich schreibe also nur immer fort, und lasse mein Buch nur immer lesen.

Wenn ich dann — für Große und für Gelehrte schreibe ich nicht — wenn ich dann unterm deutschen Volke, unterm Pöbel, und unter einigen über die bürgerliche Freyheit, über Regierungsforme und Fürstenmacht nicht genug unterrichteten meinigen Landsleuten einigen Unterricht verbreite -- denn daran fehlt es den meisten Raisonneuren — wenn ich einige falsch und irrig denkende zurechtweise, einige ganz oder halbverführte auf den rechten

ten Weg zurückführe, besonders bey einem so kritischen Zeitpunkte, wo über Regierung und bürgerliche Freyheit so vieles gehört, gesprochen, ja wo schon so vieles geprüft und beherziget wurde; wenn ich das deutsche Volk wegen der Vortheile seiner alten vaterländischen Verfassung überzeugen; und wenn ich manchem Bruder und Mitbürger innerliche Ruhe und Zufriedenstellung verschaffe; so habe ich meinen Zweck ganz erreichet.

Nicht, als ob ich mir hiemit in meinem Vaterlande Verdienste sammeln wollte; denn was immer auf Pflicht und Schuldigkeit hinausläuft, ist kein Verdienst, sondern ich hätte meinen Zweck erreichet, weil ich für jede ordentliche monarchische Regierungsforme, und für die bürgerliche Ruhe überhaupt Enthusiast bin, und in die üblen Folgen, die aus dem Gegenthei-

theile entspringen, mit bessern Gefühle und weiter hineingehe, als mancher anderer unbekümmerter Staatsbürger. Um so mehr aber, da ich viele Jahre hindurch in einem so verrückten Staate wohnte, wo ich alles dieses satt wurde, und wo zu meinem künftigen Unglücke — wenn ich doch nicht zu einem wahren Glücke auf diesem Erdklotze bestimmt seyn soll — die erste Strasse gebahnt werden konnte, — welches alles bloß den innerlichen Unruhen zuzuschreiben kömmt.

Nun aber Dank der heiligen Vorsicht und dem gütigen Schicksale, daß ich wieder mit tausend andern Glücklichen in dem Schooße eines Fürsten ruhe, wo jeder Bürger sanft und ungestörrt ruhen kann, wenn ers nur selbst wünschet.

Es lebe Franz! Es lebe seine Regierung! Lang lebe er von dem Seegen und von den Wünschen seines Volkes beglückt!

Es

Es lebe der Monarchisme! Es lebe der einzig mögliche bürgerliche Zwang, der Bürger in Ruhe und guter Ordnung, und Fürsten bey ihren Rechten erhalten soll!

Auch Heil dem ganzen österreichischen Erzhause, und den heiligen Schatten ihrer erhabenen, schon verklärten Ahnen! Heil ihnen, weil sie's unserm Vorblute wohl seyn ließen. Sanft und ungestörrt ruhe ihre Asche! Und eben so sanft und ungestörrt, als einst ihre Völker im gesellschaftlichen Leben sanft und ungestörrt leben konnten — dem wir einigermaßen unser Daseyn zu verdanken haben!

Es lebe die große Katharina! Die edle Fürstinn, die's uns Deutschen in ihrem Lande eben so gut seyn läßt, als ihrem eigenen Volke. Es lebe diese große Kaiserinn! Unsterblich sind ihre Thaten; und die Beweise ihrer Großmuth sind eben

so

so unsterblich, als jene ihrer Güte, — so lange man Genauigkeit nicht Schärfe heißen kann.

Es lebe Friedrich Wilhelm! Der gütige Vater seines Volks und aller Deutschen! Wohl seinen Vorfahren in der Krufte und ihren Eingeweiden in den Urnen!

Es lebe jeder gute Monarch! Jeder edelgesinnte Fürst, der seinem Volke die Früchte einer bürgerlichen Ruhe und einer guten Ordnung genießen läßt!

Ruft es also mit mir, gute deutsche Mitbrüder: Es lebe jeder gute Monarch, und unser Kaiser und König vor allen. Seyd ihm dankbar für jede bürgerliche Wohlthat, die er uns gedeyen läßt; und seyd versichert, denn es wird eine Zeit kommen, die's euch lehren wird — daß man nur unter einer solchen Leitung die beßte und kürzeste Strasse wandeln kann,

die

die zur bürgerlichen Glückseligkeit, zum wahren Wohle, und zu dem einzig erwünschten Endzwecke unsers Daseyns führet.

Lemberg in Galizien im März 1793.

Uiber-

Uebersicht des Ganzen.

Die Menschen im wilden Stande, ohne Gebieter und ohne Regierung betrachtet.

Natürliche Entstehung einer Regierungsforme.

Zersetzung der verschiedenen Regierungsformen.

Anarchie.

Republik.

Aristokrazie.

Demokrazie.

Oligarchie.

Tyranney.

Monarchie. Ihre Vorzüge.

Von der Thronfolge.

Die Macht, die Rechte der Fürsten.

Von der Liebe und von der Ehrfurcht gegen die Fürsten.

Von der bürgerlichen Freyheit.

Die

Die Menschen im wilden Stande, ohne Gebieter und ohne Regierung betrachtet.

Der wilde Stand des Menschen heißt im engen Verstande nicht der Stand der Natur. Im Stande der Natur ist der Mensch ein gesellschaftliches Thier; im wilden Stande nicht.

Die Gesellschaft ist die Bestimmung des Menschen und aller Thiere. Wenn es keine andere Gesellschaften bey Menschen gäbe, so gäbe es Ehen- und Familiengesellschaften.

Wer in Gesellschaft lebt, muß auch die Unterhaltung der Gesellschaft, und die Vortheile dazu wünschen. Diese Vortheile bestehen in einer Regierung, und in einer anerkannten Oberherrschaft, die die Ruhe, die Ordnung, und folglich die Existenz der Gesellschaft erhält.

Im Stande der Gesellschaft also, im Stande der Natur, bedarf der Mensch einer gewissen Re-

Regierungsforme, einer gewissen vorzüglichen, ansehnlichen, schlichtenden Macht.

Was er im wilden Stande bedarf, das wissen wir nicht. Einzelne wilde Menschen bedarfen weniger, als die Thiere. Sie haben zwar das Bedürfniß der Selbsterhaltung, des Frasses, des Schlafes ꝛc. wie die Thiere, aber sie haben die Bedürfnisse zur gesellschaftlichen Unterhaltung nicht, welche fast alle Thiere haben.

Der Mensch im wilden Stande ist also ein Nichts, ein einzelnes Individuum, was gar keinen Bezug auf andere hat, was keine Betrachtung, keinen Namen verdient.

Auch auf den wildesten, ödesten Inseln, unter den entlegensten, rohesten Völkern, können wir diejenigen Spuren der Wildheit nicht finden, die wir uns da anzutreffen einbilden, und die gewiß keine so natürliche Rohheit zu nennen ist, wie sie wirklich seyn sollte, und wie sie wäre, wenn die Völker nicht durch die Besuche von andern manche erschnappet, und auch nicht aus eigenem Bedürfnisse manche Unternehmung zur Nothwendigkeit und zum Behufe vorgenommen hätten, die sie von der wirklichen Rohheit einigermassen abstehen machte.

Wenn

Wenn ich also von wilden Menschen rede, so muß ich noch weit wildere Menschen zum Beyspiele anführen, als die allerwildesten Insulaner sind. Ich muß von einzelnen Waldmenschen reden. Von Menschen, unter dem Bilde eines rohen, mit keinen Empfindungen, als denen der sinnlichen Nothdurft und Sättigung begabten Naturkindes.

Doch was soll ich von so unwürdigen Thieren reden. Ich will lieber vom Menschen im Stande der Natur, aber im Stande der Gesellschaft reden.

Obwohl es ausgemacht ist, daß auch in dem rohesten, ungekünstelsten Naturstande die Menschen als die gesellschäftlichsten aller Geschöpfe gewisser Vortheile halber, derer der natürlichste Mensch zu geniessen wünscht, eine Art von Verbindlichkeit, und also von Abhängigkeit anerkennen mußten, die allein schon einen Begriff, und vielleicht den ersten Grundstein von Vorzug und Oberherrschaft voraussetzet; so will ich doch allen, auch noch so natürlichen Begriff von künstlicher Ordnung und politischer Absicht von diesem Naturmenschen abschneiden. Ja läugnen will ich, daß in der Natur der kleinste Keim von wechselseitiger Abhängigkeit verborgen liege,

den wir zwar selbst bey den unvernünftigen Thieren, die in Gesellschaft seines gleichen zu leben pflegen, augenscheinlich wahrnehmen.

Läugnen will ich dieß alles, und voraussetzen, daß der erste Begriff von Regierung und Gebieter nicht aus natürlichen Bedürfnissen, sondern ganz aus einer willkührlichen Festsetzung entstanden sey.

In dieser Absicht nehme ich also an, daß der Naturmensch tausend und tausend Bedürfnisse weniger hat, als er dermalen wirklich kennet, und der heutigen Welt zu Liebe kennen muß, und daß er ganz auf die allernothwendigsten Bedürfnisse eingeschränkt lebe; mit welchen aber gewiß alle Vertheidiger der menschlichen Freyheit und Gleichheit nicht vorlieb nehmen würden, wenn es dazu käme.

Ich nehme also an, daß gar kein Rang, gar keine Anciennität, gar kein Vorrecht statt haben soll, und daß sogar manche Unterschiede, die ganz ungezweifelt in der Natur selbst gegründet sind; wie jene zwischen Eltern und Kindern, zwischen Greisen und unbärtigen Buben, zwischen Kindermüttern und unreifen Mädchen, zwischen Gelehrten und Dummköpfen, zwischen Tugendhaften und Bösen, daß alle derley Un-

ter-

terschiede ungekannt und ganz verworfen wären; und daß solche unzweifelhafte Rechte auf Ehre und Vorzüge keine Kraft hätten.

Ich thue also am besten, ich nehme mich selbst zu einem Beyspiele an, als einen Menschen, der in diesem sonderbaren einfältigen Stande, in dieser eingebildeten Gleichheit, wo ein Mensch dem andern die Wage hält, der also in dieser lächerlichen französischen Welt — wo nur Natur herrscht, und Natur Steckenpferd ist — leben, und in aller Rücksicht unabhängig leben sollte.

Wenn wir in die nothwendigsten Bedürfnisse des Menschen hineingehen, in die thierischen Bedürfnisse, das ist, in jene, die der Mensch bloß als Thier hat; so scheinen wir derer in der That wenige zu haben. Aber auch mit diesen wenigen äußersten Bedürfnissen wird es schwer halten, um nur alles in hinreichender Menge zu haben, wie es zum Leben, und höchstens zur Gesundheit nothwendig ist.

Schon diese hinreichende Menge setzet in allen Fällen eine gute Ordnung und gewisse ersprießliche Anstalten voraus. Millionen und Millionen Menschen, und unzähligemahl mehrere Millionen und Millionen anderer Thiergeschöpfe, die sich alle auf unserem Erdklotze nähren, und

auf

auf demselben so vieler anderer Körper zu ihren noch übrigen Bedürfnissen bedarfen, auf einem Erdklotze, der noch nicht mehr, als 9 Millionen Quadratmeilen an seiner Oberfläche enthalten kann, können sich auf die alleinige Vorsicht, die Niemanden gebratene Vögel ins Maul fliegen läßt, nicht verlassen, sondern sind unumgänglich verbunden, selbst in Rücksicht dieser letzten Bedürfnisse thätig, besorgt, und auf hundert nöthige gute Anstalten befließen zu seyn.

Besonders aber in einem ganz natürlichen Stande, wo die Bevölkerung grösser, und auch die übrige Thierbevölkerung weit unermeßner seyn würde.

Denn dieß wäre selbst bey dem heutigen Bevölkerungsstande unserer Erde nothwendig; wenn es allenfalls physisch möglich wäre, unsere heutigen Einwohner auf oberwähnte Art zu naturalisiren — für welches sich zwar Alle höflichst bedanken würden. Nur aber erst bey einer stärkern Bevölkerung in einem wahren, einfachen Natursstande; in einem Stande, wo vermuthlich keine Fasanen, keine Schnepfen, keine Rebhühner und keine andere derley Thiere, ja vielleicht gar kein einziges Thiergeschöpf würde gefressen werden; in einem Stande, wo die

menschs-

menschliche Fortpflanzung ganz ohne Vergleich würde befördert werden, wo ihr weder Verderbniß, weder Verkünstlung, weder verheerende Schwelgerey im Wege stünden; in einem Stande, wo die geringere Sterblichkeit eine nothwendig erfolgende ungleich grössere Menge der Menschen verursachte; kurz, in einem Stande, wo alles von Thiergeschöpfen wimmeln würde, wo die arme Kokzenille, die arme Perlmuschel, die arme Biene, und tausend und tausend derley arme Geschöpfe auch dem Triebe ihrer Fortpflanzung ernster nachleben würden, die itzt der Uebermuth und der Luxus erwürget, und mit ihnen unzählige Generazionen erwürget.

Und wenn schon die menschliche Fortpflanzung so schleunig wächst, da doch der Mensch eines von den wenigen Thieren ist, die nur ein einziges Junges immer zur Welt bringen; wie wird es mit der Vermehrung derjenigen Thiere aussehen, die mehrere, ja die unzählige Junge oder Eyer zur Welt bringen? Wie würde es mit der Vermehrung der Fische allein z. B. aussehen, da bey unserer heutigen Einrichtung mancher Mönch tausende und tausende künftige Karpfen mit Sauerkraut frißt, und Tausende von

künf-

künftigen Hausen zu einer einzigen Salate braucht?

In einem solchen Stande also, wenn die Menschen wie andere Thiere roh und einfach leben wollten, müßten sie bloß von Früchten, von Kräutern oder ihren Wurzeln leben; zu welchen sie auch, wie ihre Zähne weisen, und wie andere Umstände darthun, von der Natur bestimmt zu seyn scheinen.

Nun wäre es noch eine Frage, ob diese von der Natur ungekünstelt hervorgebrachte Pflanzengewächse hinreichend wären, diese ungeheure Thiermenge zu ernähren, oder ob die Kunst und der Fleiß den Menschen nothwendig wäre, um die Natur bey Schaffung dieser Gewächse gleichsam zu unterstützen. Eine Frage, die schwer zu entscheiden ist, weil die Berechnung schwer fallen würde.

Auch bin ich überzeugt, daß der Mensch, der vermöge seiner Organisazion zu einem höhern Zwecke geschaffen zu seyn scheint, daß der Mensch mit Früchten, Kräutern und Wurzeln sich nicht zufrieden stellen würde.

Ueberdieß, wenn wir auch mit Roußeau annehmen, daß die ersten rohen Menschen ganz ohne Gemeinschaft mit einander lebten; so müßen

ßen wir doch bey unsern spätern Zeiten eingestehen, daß sie noch nebst den Lebensmitteln und einem Trunke Wasser auch manche andere Nebenbedürfniße anerkennen.

Hieher rechne ich vor allen die Wohnungen und Kleidungen, besonders in rauhen Himmelsstrichen, da es unmöglich ist, daß alle Menschen in dem heißen oder gemäßigten Klima Raum und Fraß finden würden.

Doch aber auch diese drey einzigen äußersten Bedürfnisse, Fraß, Wohnung und Kleidung, so wenig, so einfach sie sind, setzen eine ungeheure Menge anderer Bedürfnisse voraus, die eben deßwegen — weil sie auch zum Zirkel des menschlichen Lebens gehören, eben so wichtig sind, als die erstern.

Wäre ich also ein Mensch, der nur essen will, der mit einem Dache und etwelchen Wänden und mit einem Thierfelle oder was immer für einem andern Körper sich vor der Strenge der Atmosphäre genugsam schützte; — Würde ich mich von blossen Früchten oder Wurzeln hinlänglich nähren können; so wäre doch eine meiner ersten Sorgen, daß ich diese genugsam hätte, und mit Vorsicht auch zu jenen Zeiten zu haben trachtete, wenn die Witterung

und die Jahrszeit sie frisch einzusammeln nicht gestatten.

Es wäre also eine meiner Sorgen, der Natur in Hervorbringung dieser mir so nöthigen Körper gewissermaßen unter die Arme zu greifen, mit Mühe und Fleiß jenes zu bauen, was die Natur freywillig nicht genug liefern kann. Es wäre eine meiner Sorgen, meine Pflanzengewächse zu umzäunen, damit mir nicht die Thiere jenes vertretten, oder verfressen, was mir so nothwendig ist.

Will ich die Erde bauen; so bedarf ich gewißer Werkzeuge. Der nämlichen bedarf ich zu meiner Wohnung und zu meiner Kleidung. Hauptsächlich sind die Metalle unentbehrlich, und aus allen Metallen ist das Eisen das unentbehrlichste.

Beynebens sind aber noch andere Dinge nothwendig, die man ihrer Menge halber herzunennen überdrüßig würde. **Home** sagt, jedermann bedurfte von jeher Schuhe und Lichter. Und wenn es auch nur Feuer war, so mußte es mit Holz ernährt werden; und Holz mußte gefället werden. Kurz die menschlichen Bedürfnisse sind ein Zirkel ohne Ende und ohne Anfang.

Well

Weil überdieß die Menge der Menschen, und der zur Gesellschaft gebohrnen Menschen dieselben zum gesellschaftlichen Leben antrieb, und ganz natürlich antreiben mußte; so entstand auch ein wechselseitiges Bedürfniß, das ein Mensch zum andern in Krankheiten und tausend andern Fällen fühlen mußte, so wie eine Hand das Bedürfniß der andern zum Waschen fühlt.

Nicht jede Erde bringt alles hervor. Dieß legte den Stoff zum Kommerzie, und zur Handlung, und bewies schon vor langen Zeiten, daß der Mensch des Menschen bedarf.

Nicht jeder Mensch hat die Anlage, die Kräften, die Gelegenheit ein Handwerk zu treiben. Auch dieß machte den Menschen dem Menschen unentbehrlich.

Beydes verursachte den Unterschied im Eigenthume, den Reichthum und die Armuth.

Und weil der Reiche seines Vermögens will gesichert seyn, der Arme sich aber mit seiner Wenigkeit wie möglich dem Gleichgewichte des allgemeinen Eigenthums nähern will, so findet sich halt doch, daß der Mensch in dem einfachsten Stande, unter dem Drange der bloß gröbsten Bedürfnisse eines gewissen aufsehenden, über ihn so wie über Alle wachenden Auges bedarf,

darf, welches allein dieß Gleichgewicht unterhalten oder wieder herstellen kann; und daß er gerne ein gewisses Ansehen anerkennen und gewisse Vorzüge einräumen will, ohne welchen auch die rohesten Menschen gewiß nie lebten, und nie leben konnten.

Man kann sich also einbilden, was aus solchen Menschen werde, die bloß vegetiren wollen; aus Menschen, die zu einem unedleren Zwecke als das Vieh geschaffen wären; aus Menschen, die gar keine Vorzüge einsehen und erkennen wollen; die keiner dem andern diejenige Gerechtigkeit widerfahren laßen, welche ihm der Natur der Dinge nach gebühret; aus Menschen, die ärger wie Vieh, mit Viehe lebten.

Es muß ja vor dem Gedanken eckeln, an solche Geschöpfe zu denken; an Menschen, die sie mißbrauchen oder vernachläßigen würden, die schönen Geschenke der Natur, den schönen Bau, die gute Organisation, die edle, geschäftige Seele, die Triebe zur heiligen Gesellschaft, und alles, was dieselbe unterstützet.

Na-

Natürliche Entstehung einer Regierungsforme.

Sobald als die Menschen gesellschaftlich wurden, — wie sie es zwar ungezweifelt ursprünglich waren, und wie sie dann in einem wahren wilden Zustande eigentlich keine Menschen zu nennen wären — so war also eine gewisse Art von Vorzügen unter ihnen ganz natürlich. Diese verbreiteten sich immer mehr und mehr, vergrößerten sich mit der Zeit, und gaben den ersten Stoff zu Oberaufsicht, zu Herrschaft u. d. gl.

Dieß ist im kleinen der Ursprung der Staaten, und aus diesem leuchtet der Endzweck derselben.

Wir sehen zugleich, daß die Regierungsformen keine politische Erfindung, sondern das Resultat des Drangs und der Nothwendigkeit in der Gesellschaft sind.

Blind und thöricht muß jeder seyn, der die Vortheile solcher Einrichtungen vor dem elenden Zustande wilder Völker nicht einsieht. Blind und thöricht ist jeder, der nicht Ordnung und Vollkommenheit dem immerwährenden Menschengezänke— denn rohe Menschen muß man den wilden Thieren gleich schätzen — und dem häßlichsten aus Unruhen und Empörungen entstehenden Elende vorzieht.

Die Begriffe von Oberherrschaft aber, die will ich bis auf ihre ersten Quellen verfolgen.

Schon bey allen Thieren, die gesellschaftlich leben — und fast alle Thiere haben einen Instinkt zur Gesellschaft — beobachten wir eine gewiße Art von Anciennität und Oberherrschaft. Jedem Thiere scheint eine gewisse Unterwürfigkeit gegen Einige seiner Gattung angebohren zu seyn.

Der Stier führt seine Heerde. Ihm folgt alt und jung. Wo er hingeht, da gehet alles hin.

Der Widder führt seine Schaafheerde. Ihm scheint alles zu gehorchen. Und diese Ehre geschieht ihm nicht als Widder, als Manne; denn manchmal wird ein altes Mutterschaaf seine Stelle vertretten.

Die

Die Pferde, die wilden und die einheimischen, werden auf die Weide, von der Weide, und auf allen ihren Märschen von einem ältern Pferde gelenket. Wo nur drey, wo nur zwey Pferde sind, wo also noch die möglichst kleinste Gesellschaft ist; da beobachtet man doch schon die Vorzüge des einen, und die Willfährigkeit der andern gegen dasselbe.

Die Bienen haben ihre Königinn. Die Gänse, die Enten, die Hühner, die Vögel in der Luft haben ihre Führer. Die Biber, die Affen haben ihre Oberherrn. — Und wir Menschen, wir gesellschaftlichste aus allen Geschöpfen, wir sollten uns derer schämen, wir sollten keine Vorzüge, keine Oberherrschaft anerkennen; wir sollten ihrer entbehren können?

Nein. Wir brauchen auch Oberherren, gesetzmäßiges Ansehen. So bald wir nur gesellschaftlich leben, so brauchen wir Fürsten.

Schon aus der ersten Zusammentrettung einzelner Familien entstanden Völker und Staaten. Und die Menschen mußten sich selbst ihres gemeinschaftlichen Wohlstandes wegen zusammengesellen. So bald als sie sich gesellten, mußten sie zur Besorgung und Verwaltung dieses gesellschaftlichen Bestens ein Oberhaupt wählen,

dem sie sich freywillig zum Gehorsame unterwarfen, sich selbst aber zu den gemeinschaftlichen Nothdurften beyzutragen anheischig machten.

Haußväter und Patriarchen war die ursprüngliche Benennung der Häupter in Familien, die sich erst hernach bey der Zusammentrettung mehrerer Völker in die Titel Fürsten, Könige ꝛc. änderte.

In der Kindheit der Welt waren nur verschiedene von einander unabhängige Familien, die kleine Gesellschaften ausmachten. Obgleich der Vater, nachdem seine Kinder aus der Minderjährigkeit kamen, weiter kein natürliches Recht über sie zu herrschen hatte; so kann man doch annehmen, daß er Zeit seines Lebens ein hohes unumschränktes Ansehen über seine Abkömmlinge behauptet habe, und daß dieselben seinen Rath niemals verwarfen, und seine Befehle immer befolget haben.

Die Würde und Ehrfurcht eines solchen Hauptes war hinreichend, jeden von Widerspenstigkeit abzuhalten; und dieß machte die Bestimmung gewisser Gesetze und Strafen damals unnöthig.

Das Geboth „Ehre deinen Vater und deine Mutter“ welches höchst wahrscheinlicherweise

weise auf die patriarchalische Regierungsart zielte, machte ein ferneres Gesetz wegen Gehorsam und Pflicht gegen die Oberhäupter unnöthig.

Sind aber nach und nach einige Vorschriften zur Aufführung einzelner Personen festgesetzet worden; so blieb doch die Macht für die Ausübung dieser Vorschriften zu sorgen, bey dem gemeinschaftlichen Vater.

Auch nach der Zerstreuung der Familien und Völkerschaften haben die Oberhäupter diese Regierungsart nachgeahmt. Nach Maaße ihrer Einsicht und ihrer Geschäftigkeit in Beförderung der gemeinen Wohlfahrt stieg ihr Ansehen, und wurde unumschränkter.

Die erbliche Folge der Regierung konnte also nicht anders als natürlich seyn; so wie sie von jeher und noch heut zu Tage angenommen, und wie es überhaupt trostvoll und in aller Rücksicht zufrieden stellend ist, von einem Fürsten beherrscht zu werden, dessen Ahnen schon vor so viel Jahren auch über unsere Vorfahrer geherrscht haben.

Nach dem gänzlichen Aussterben solcher Familienväter, nach der Vergessenheit derselben, oder nach der Vermischung der Völkerschaften vielmehr, mußte diese Gewalt an Personen über-

tragen werden, die sich am meisten durch gute Eigenschaften und durch ihre Geschäfftigkeit zum allgemeinen Wohl ausgezeichnet haben.

Unter der Herrschaft der ersten Patriarchen — denn das war doch immer eine Herrschaft — war es sehr ruhig, bis dann Tyranney und Unterdrückung die Oberhand gewannen. Es sollte scheinen, daß ihre Gemeinden oder bürgerlichen Gesellschaften nur wenige gewesen wären, die aber aus einer weit größern Anzahl Menschen bestanden hatten, als irgend eine, die später, oder nach der allgemeinen Sündfluth errichtet worden ist.

Nach der Vereinigung der beyden großen Familien Seths und Kains ist es wahrscheinlich, daß kaum irgend ein Unterschied bürgerlicher Gesellschaft übrig blieb, sondern daß diese beyde Familien ein einziges großes Volk ausmachten, das in verschiedene unordentliche Rotten abgetheilt war, und in einer Art von Anarchie lebte, welche vermuthlich vieles zu dem allgemeinen Verderbnisse beytrug, weil sie allem Ansehen nach sich bloß einer einzigen gemeinschaftlichen Sprache bedienten.

Vornehmlich aus diesem Grunde scheint in der Folge eine Mehrheit der Sprachen eingeführt worden zu seyn, um die Menschen in verschiedene Gesellschaften zu theilen, und dadurch in Zukunft eine so allgemeine Verschlimmerung zu verhüten.

Die Leute zu Schinaar fanden es nach der Verwirrung ihrer Sprache für nöthig, sich zu trennen, und vertheilten sich demnach unter die Anführung gewisser Oberhäupter, die sich unter ihnen aufwarfen.

Die Anführer dieser nach der Zerstreuung errichteten Gesellschaften wurden bald mit dem Titel König beehrt, wiewohl sich ihre Macht oft nur über eine einzige Stadt erstreckte.

Streit und Sieg machten die Gebiete manches solchen Königs erweitern, und so wurden im Kurzen Königreiche von großer Macht und weitem Umfange aufgerichtet. Nur Vergleiche und Bündnüsse konnten die kleinen Könige bey ihrer Unabhängigkeit erhalten.

Dieß ist der Ursprung großer Reiche. Doch auch diese entstanden nicht eher, als einige Jahrhunderte nach der Zerstreuung der Völkerschaften, als die morgenländischen Gegenden der Erde schon volkreicher geworden waren.

Doch um in die Entstehung, in die nothwendige Entstehung der Regierungsformen noch mehr historisch hineinzugehen, wollen wir die Geschichte von den ältesten Zeiten und Nachrichten herleiten.

Den ältesten und sichersten Urkunden nach, war schon Kain der erste, der die Ehrlichkeit und aufrichtige Einfalt der Menschen verdarb. Durch die Erfindung von Maaß und Gewicht führte er anstatt der ursprünglichen Großmuth und unschuldigen Lebensart Betrug und Ränke ein.

Er setzte auch zuerst Grenzen an die Felder und Güter; er zog eine Mauer um die von ihm erbaute Stadt, und führte — eine Abhängigkeit ein.

So viel sagt **Joseph**, ein redlicher, treuer Schriftsteller, der überall Glauben und Ansehen hat. **Berosus** aber behauptet, daß noch vor der allgemeinen Sündfluth in Chaldäa zehn Könige geherrschet haben.

Nach der Sündfluth behauptete Nimmrod den Sitz von Schinaar, wo er ein Königreich errichtete, und Babel zum Sitze seiner Herrschaft machte. Die Schrift heißt ihn einen Mächtigen. Nicht nur weil er die erste Monarchie nach der

Sünd-

Sündfluth errichtete, sondern weil er auch die Grenzen seines Reichs beträchtlich erweiterte, indem er vier Städte hatte, da doch in selben Zeiten wenig Könige mehr als eine Stadt besassen.

Die Aegyptier haben nach der Hand die ersten guten Regeln zu einer Regierungsform für ein großes Land erfunden und gegeben. Unter ihren Gesetzen konnte das Leben der Bürger ruhig, und ein Volk glücklich seyn. Ihre Krone war schon erblich.

Ganz unumschränkt war aber ihre Regierung aus dieser Ursache nicht, weil sich schon zu viele Pfaffereyen mit einmischten. Denn aus keiner andern als dieser Absicht wurden die Könige von den Söhnen der Priester vom höchsten Stande bedienet.

Menes war der erste Sterbliche, der König in Aegypten war. Sein Nachfolger Sesostris hatte schon eine allgemeine Eroberung zur Absicht.

Aber genug von diesem Historischen; denn ich würde zu weitläuftig werden. Ich bedarf keines größern Beweises für die Nothwendigkeit einer Regierungsform, als die Vernunft. Und

diese wird sie jedem beweisen. Jedem wird sie seine eigene Vernunft beweisen.

Die erste Entwöhnung von der Wildheit ist in einem Staate die Sicherheit des Lebens. Die Sicherheit des Eigenthums folgt nach. Beydes setzt Ordnung voraus.

Bey willkührlich handelnden Geschöpfen kann keine Ordnung ohne Gesetze bestehen; und kein Gesetz ohne Gesetzgeber. Giebt das Volk selbst die Gesetze; so befolgt es selbe nicht immer, und macht sich selbst zu Liebe gewisse Ausnahme, mit denen die gute Ordnung nicht bestehen kann. Dieß sehen wir in Republiken, und besonders in Demokrazien; und hievon zu reden wird noch mehr Gelegenheit seyn.

Betrachten wir uns selbst mit einem unpartheyischen Blicke. Es wird uns angebohren, einigen unter unsern Mitmenschen gewisse Vorzüge beyzumessen; die, wie ich schon sagte, bey den wildesten, rohesten Menschen statt haben würden. Es wird uns angebohren, und es scheint ganz in der Natur zu liegen; denn wir thun es, ohne zu wissen, warum.

Ist ein Staat nothwendig; so ist es eine gewisse Gradazion unter den Menschen im Staa-

te auch. Sie erhält Ordnung, denn sie flößt Ehrfurcht ein, gegen jene, die es werth sind. Ohne diese Gradazion wäre keine militärische, keine geistliche, keine bürgerliche Ordnung.

Ohne Ordnung gedeihet nichts. Ohne sie ist keine bürgerliche Ruhe; und wo diese Ruhe nicht ist, da ist alles elend. Innerliche Unruhe ist das größte Unglück. Bürgerliche Kriege sind fürchterlicher als Hunger, Pest und alles Unheil.

Tugend, Wohlstand und alles, was schön und edel ist, steht mit der guten Ordnung und mit der bürgerlichen Ruhe in Verhältniß. Auch Wissenschaften, Künste und Manufakturen, sagt der große Sonnenfels, gedeihen nur unter einem ruhigen Volke, nur unter dem Schutze der Ordnung. Der Ueberfluß und Segen, den sie verbreiten, ist der Lohn der Folgsamkeit gegen Gesetze, der Achtung gegen gesetzmäßig bestelltes Ansehen, der Verehrung gegen Regenten, die bestimmt sind, Gesetze und gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu erhalten.

Die Unruhe der Menschen selbst, ein bey Vielen ordentlich angebohrner Hang zum Zanke und zur Unordnung, ihr immerwährendes Mißvergnügen, die unaufhörlichen Streite über Mein und Dein, die in jedem gesellschaftlichen Leben

un=

unvermeidlich sind; alles dieses setzet die Bestimmung eines Oberhaupts voraus, dem wir wegen Beylegung unserer Streitsachen, wegen Beschützung unserer Ehre, unsers Lebens, und unserer Güter gerne diejenigen Rechte einräumen, diejenige Vorzüge angedeihen lassen, und diejenige Ehrfurcht erweisen, die er als unser Schiedsrichter, als unser gemeinschaftlicher Vater, als unser Herr und unser König verdienet.

Die Gleichförmigkeit der Gesinnungen hierüber, das allgemeine Gefühl der Menschen vom Rechte und Unrechte, das den geselligen Geschöpfen wesentlich ist, überweisen uns dessen. Schon jene gewisse Privatüberzeugung, daß bey jeder Streitigkeit über Mein und Dein ein Ansehen allgemein zu erkennen ist; schon jene gewisse Privatüberzeugung, die bey allen Menschen herrschet, ist Beweis genug.

Denn die Meinungen der Menschen vom Rechte und Unrechte sind fast eben so verschieden, als es ihre Gesichter sind! und dieß würde die Gesellschaft gänzlich zerreissen, wenn nicht ein aufsehendes, entscheidendes Aug über uns wäre.

Denn wäre keine Regel, kein Gesetz vom Rechte und Unrechte, wäre kein allgemein erkanntes Ansehen hierüber; keine Macht zur Entschei-

scheidung unzähliger Streitigkeiten über das Interesse: so würden die Starken ihre Zuflucht zur Gewalt, und die Schwachen zur List nehmen; und die menschliche Gesellschaft würde unerträglich seyn.

Zwar nicht aller Menschen halber bedarf man eines äußerlichen Zwanges. Der Schöpfer hat zur Neigung unsers Willens in der Brust eines jeden Menschen die Gründe der Pflicht gepflanzet, die uns kräftig ermuntern, den Vorschriften des moralischen Gefühls zu gehorchen.

Aber in wie vielen einzelnen Menschen hat dieser Grund der Pflicht keine hinlängliche Stärke und kein hinlängliches Ansehen, um jede Fluth einer unruhigen Leidenschaft aufzuhalten. Auch wird mancher Mensch oft zufälligerweise in eine Verfassung versetzet, wo er dem andern nothwendig Schaden thun muß.

So lang als also die Menschen so beschaffen sind, so bedarfen sie in der Gesellschaft nebst der natürlichen, auch bürgerlicher Gesetze. Die natürliche Freyheit wird dem geselligen Leben zu lieb, in eine bürgerliche eingeschränkt.

Die Gesetze aber haben eines Mannes vonnöthen, der sie giebt, der ihre Befolgungen betreibt, und der um des Ganzen willen, das Ein-

zelne zur Pflicht — auch mit Spornen antreiben darf.

So wie der thierische Körper einen Kopf haben muß: so muß auch der Staatskörper ein Haupt — einen Fürsten — einen König — wenigstens eine Obergewalt haben.

Zer=

Zersetzung der verschiedenen Regierungsformen.

Es bleibt also ausgemacht, daß jeder Staat jedes Land, eine Regierungsforme haben müsse, wenn sich die Gesellschaft oder der Staat erhalten soll. Lesen wir die Reisebeschreiber; so finden wir, daß von den Weltbereisern auch an den entlegensten Orten und unter den rohesten Völkern eine gewisse Staatsverfassung und Regierung gefunden wurden.

Obschon also der Endzweck der Regierung in jedem Staate der nämliche ist, so sind doch die Mittel, diesen Endzweck zu erreichen, in verschiedenen Staaten verschieden. Die Gesinnungen der Völker, die Lage der Länder, die Verhältnisse mit andern, und hundert derley Umstände können aus Quellen der Verschiedenheit der Staatsverfassungen anzusehen seyn.

Es hat seine gute Ursache, warum die orientalischen Fürsten mit mehr Despotisme regieren, als unsere europäischen. So wie es seine gute Ursache hat, daß man den orientalischen Völkern den Wein verbieten, und die Weiber erlauben muß. Es hat auch seine gute Ursachen, warum dieses Volk eine andere Regierungsverfassung hat, als ein anders; und warum dieser Fürst in seiner Regierung andere Maaßregeln nimmt, als ein anderer.

Wenn es also gleich erwiesen ist, daß sich die bürgerliche Ruhe und der glückliche Zustand eines Staates ohne einer gewissen Regierungsforme nicht erhalten läßt; so ist es deßwegen noch nicht ausgemacht, welche Regierungsforme eigentlich die beßte wäre.

So lange als wir bloß räsonniren und vernünfteln; so werden wir über die Bestimmung der beßten Regierungsforme nicht einig. Diesem gefällt diese, jenen eine andere. Jeder hat seine Gründe. Gründe, die wenigstens für ihn selbst unumstößlich scheinen, und mit denen er seinen Mikrokosmus ganz schön und gut zu beherrschen glaubt.

Gehn wir aber praktisch darein — wie dann die ganze Staatskunst eine praktische Kunst

ist —; nehmen wir die Geschichte zu Hülfe, und machen wir Anwendungen von den Erfahrungen unserer Vorfahrer: so sehen wir am deutlichsten, was in der Ausübung nützlich oder schädlich war, und was in der Ausübung nützlich oder schädlich seyn kann.

Wenn ich also die Bestimmung jeder bekannten und bisher gebräuchlich gewesenen Regierungsforme vorausschicke, für jene vorausschicke, die derley Wörter und Benennungen hundertmal im Maule herumwerfen, ohne sie zu verstehen, die sich in Koffee — und Schankhäusern über diese oder jene Regierungsforme zanken, ohne nur von einer einzigen einen mittelmäßigen Begriff zu haben — wenn ich also für das Volk die nöthige Bestimmung jeder bekannten Regierungsforme vorausschicke, und dann aus der Geschichte, aus der Erfahrung, der beßten Meisterinn, die gehörigen Beobachtungen beyfüge, die nöthigen Anmerkungen mache, die gute und schlimme Seite praktisch, nicht schwärmerisch, vorstelle; dann kann das Volk, dann kann der Deutsche, für den ich diese Zeilen schreibe, überzeuget werden, welche Regierungsforme die beßte, welche die dauerhafteste

ist,

ist, welche ihr Volk glücklich zu machen im Stande ist.

Wäre das Volk, wäre der Pöbel, wäre mancher Halbgelehrter, der blind in den Tag hinein räsonnirt, und bey seiner größten Dummheit sich ein Solon zu seyn dünkt — wären alle Leute über Staatsverfassung, über Regierung u. d. gl. besser unterrichtet; so wären der dummen Dispute bey so vielen Müßiggängern weniger; die Leute wüßten mehr, was sie wollen; sie wären ruhiger, glücklicher, sie ließen sich von keiner dummen Rede irre führen, von keinem politischen Koffee — oder Bierhaußirrwische blenden; sie wären sich selbst, einander, und dem Staate nützlicher, weil sie gute, sichere Bürger wären; und dem Neuerungsgeiste, der sich doch niemals bis zum eignen Schlimmern ausdehnen kann, wäre auf einmal gesteuert.

Das Denken kann man den Menschen nicht verbieten. So lange als die Welt stehen wird, bleibt das uralte Sprichwort wahr, daß die Gedanken zollfrey sind.

Ein ehrlicher Mann soll reden, was er denkt, und denken, wie er redet. Das Reden läßt sich also auch nicht verbieten. Denn sonst lehrt man den Menschen nur falsch und unaufrich-

richtig seyn, welches für jeden Menschen, für jeden Bürger in der Gesellschaft die häßlichste Untugend ist.

Verbieten, sage ich, läßt sich das Reden nicht. Der Pöbel thut auch überdieß am liebsten, was verboten ist. Nitimur in vetitum. Die strengen Gefählkammern verursachen die meisten Schwärzereyen. Die verbotenen Feyertage wurden am meisten gefeyert. Jesuitism, Maurerey, Illuminatism blühen dort, wo sie am strengsten verboten sind. Der Mädchenraub und Ehebruch ist anziehender, als die Hurerey. Der Pfaff, der auf Armuth schwört, ist geiziger, als der Weltmann. Die Schlößer haben Diebe gemacht. Und wäre die bekannte Frucht für Adam und Eva nicht verboten gewesen, so hätten sie nicht davon gegessen.

Das Reden darf man den Leuten also nicht verbieten. Ueber Religion und Staat wird ohnehin das meiste gesprochen, und immer gesprochen werden, weil eigentlich gar nicht dürfte darüber gesprochen werden.

In der Religion ist der Unterricht bisher so ziemlich nicht verabsäumet worden, wiewohl noch ganz ein anderer Unterricht vonnöthen wäre. Aber in den Pflichten, in den Kenntnissen eines

Bürgers ist noch keiner unterrichtet worden. Und doch räsonnirt jeder Schuster in Staatssachen; und ein einziger Bierwirth kann mehr Unheil anstiften, als zehn Minister Gutes zu stiften nicht im Stande sind.

Ein solcher Unterricht wäre auf hohen Schulen der nothwendigste. Was kann nothwendiger seyn, als den Bürger für den Staat zu bilden, und den Staat für den Bürger kennbar zu machen. Mit der Dummheit, mit der Blendung kömmt man nicht weit. Die Wahrheit soll für jedermann leuchten. Besonders so eine wahre, so eine reine, so eine nützliche Wahrheit, wie in der Staatsverfassung.

Auf den Universitäten soll man diese Wissenschaft gleich nach der Weltweisheit lehren. Sie ist nützlicher, als Neutons Farbenlehre, und Leibnizens Heischesätze. Sobald als nur der Jüngling denken kann, und den Gebrauch seiner Vernunft hat, soll er sie lernen.

Weil aber nicht alles auf Universitäten läuft; so soll sie auch auf den Trivialschulen nach dem nöthigen vorläufigen Unterrichte gegeben werden. Aber nach diesem Unterrichte, sage ich: wenn der Bursch 15 oder mehrere Jahre hat, und wenn er überlegen kann, was

er hört. Und nach einem bessern Buche, als das Lesebuch der Landschulen von den Pflichten der Unterthanen gegen ihre Monarchen ist.

Auch Weiber dürften diesen Unterricht bekommen. Sie sind auch Menschen, sind auch Bürger im Staate. Sie haben auch schon manchmal durch Dummheit und Unwissenheit im Staate Schaden gethan.

Darf ichs frey sagen? — Solche Kinderlehren wären die nützlichsten. Nothwendiger ist es, den Menschen zum Menschen, zum Bürger zu bilden, als zum Christen.

Aber im reifern Alter sollen diese Kinderlehren gegeben werden, wiederhohle ich; in jenen Jahren, wann der Jung und das Mädchen überlegen kann. Dann alles, was man in der kindischen Jugend lernet, ohne einen hinreichenden Grund davon zu wissen, darüber kribbelt man in reifen Jahren. Diese Kribbeley leitet zur Ausschweifung, und ist schädlich in aller Rücksicht.

Wenn es also unter unserm deutschen Volke Bürger giebt, die die ersten nothwendigsten Kenntnisse eines Bürgers nicht besitzen, die es nicht wissen, was der Staat ist, obschon sie darüber reden; die es nicht wissen, wie ein Staat re-

gieret werden kann, und regieret werden soll, obschon sie manchmal darüber — schimpfen, die die beßte vaterländische Regierungsverfassung tadeln, und die schlimmste auswärtige loben; die sich da unglücklich dünken, wo Andere glücklich wären; und dort glücklich, wo nur blendendes, geschwind absterbendes Rauschgold glänzet; wenn es so ununterrichtete Staatsbürger giebt, die von allem dem nichts wissen, und doch räsoniren wollen; so dürften nachstehende Winke nicht am unrechten Platze stehen.

Anarchie.

Wenn kein Oberhaupt über ein Volk vorhanden ist, keine gesetzgebende Macht, wenn jeder nach seinem Gutdünken handelt, wenn jeder Herr und jeder Knecht, jeder König und jeder Unterthan, jeder Staat und jeder Bürger zugleich ist; denn heißt man so eine Verfassung eine **Anarchie.**

Doch Anarchie ist keine Staatsverfassung, ist keine Regierungsforme. Sie ist ein Unding, eine Nullität. Sie ist keine Regierungsforme, weil keine Regierung da ist, und weil jeder nur sich selbst regiert, weil jeder Mensch Staat und Bürger zugleich ausmachet.

So lange die Meinungen der Menschen so verschieden bleiben, als sie es jetzt sind und bisher waren; so sieht man, wie vielerley Staaten und welche Ordnung es bey einer solchen Verfassung geben kann.

Eine Anarchie ist ein Scheusal. Sie ist Schrecken und immerwährendes Zähnklappern. Sie ist eine Löwengrube. Denn der Mensch wird ein reißendes Thier, wenn er von Ordnung und Nachgiebigkeit abweicht.

Aber sie verdient gar keine Zersetzung, gar keine Betrachtung, gar keinen Blick diese Verfassung.

Besser gesagt, sie kann gar nicht bestehn, gar nicht existiren, und hat niemals existirt. Kaum bey den rohen, wilden Menschen, die in den Löchern herumwohnen, und ohne Gesellschaft leben, kann eine Anarchie statt finden. Bey jeder Anarchie ist Wirwarr und Chaos, Elend und Unglück.

Wenn wir in der Geschichte Beyspiele von einer Anarchie bey irgend einem Volke finden; so war sie keine Anarchie in diesem Verstande. Sie war eine verworrene Demokrazie, oder die Folge einer verworrenen Demokrazie; eine Folge, die immer ohne Dauer seyn mußte, wenn sich die Menschen nicht selbst auffressen wollten.

So eine Anarchie lesen wir in der Geschichte nach Tyrhala's Königs von Aegypten und Aethyopien Tode, die zwey Jahre lang anhielt, und während deren das Königreich in die größte

Un=

Unordnung und das Volk in die unerhörteste Verwirrung gerieth.

Eine solche Anarchie entstand unter den Israeliten, nach Josua's Tode. Die Schrift sagt „zu der Zeit war kein König in Israel, sondern jedermann handelte nach eigenem Gutbefinden" die Häupter der Stämme weigerten sich, einem Oberherrn unterworfen zu seyn.

Doch die Folge davon war, daß sie ein König von Mesopotamien zu Sklaven machte, welche Knechtschaft so lange dauerte, bis sie auf göttlichen Befehl Othniel, K lebs Schwiegersohn zum Oberhaupte erkannten, der ihnen wiederum ihre Freyheit ertheilte.

Die Meder, als sie das assyrische Joch unter Senacherebs Regierung abgeworfen hatten, blieben eine Zeit lang ohne König, und verfielen in eine Anarchie. Da aber ihren Staat in kurzem die abscheulichste Unordnung und das größte Unglück traff; da überall Ungerechtigkeit, Raubereу und Gewaltthätigkeit einrießen: so wurden sie wiederum gezwungen, einhellig einen König neuerdings zu ernennen, welche Macht auf Dejoies fiel, dem nach und nach die höchste Macht übertragen wurde, indem er der einzige, und seine unumschränkte

Ge-

Gewalt das einzige Mittel war, die öffentliche Ruhe wieder herstellen zu können.

Durchgehen wir die alte und neue Geschichte weiter; so finden wir, daß jede Anarchie, jeder Schatten von Anarchie undauerhaft war, und seyn mußte, wenn sich das Volk nicht selbst aufreiben, oder ganz zu Grunde gehen, oder in fremde oft tyrannische Hände verfallen wollte.

Lesen wir die treuesten Reisebeschreibungen: so finden wir, daß Niemand noch auf den ödesten, wildesten Inseln, wo die Spur mit unserer Gemeinschaft schon ganz verloren gieng, daß Niemand unter den wildesten Völkern, die in Gesellschaft leben, und folglich einen Staat auszumachen wünschen, in einer Anarchie lebe.

Jedes derley Völklein hat seine Vorgesetzten, sein Oberhaupt, seinen König. Keines lebt in Anarchie.

Auf den Inseln Pelew, die eine von den letzt entdeckten in Morgenland sind, die mit keinem Volke bekanntermaßen bisher einige Gemeinschaft hatten, die nichts nachahmen, nichts stehlen konnten, sondern alles erfinden mußten; auf diesen und mehrern derley Inseln hat man

nebst

nebst andern schönen Entdeckungen, die man von der natürlichen Veredlung des Menschengeschlechts im gesellschaftlichen Leben, auch gute, bewundernswerthe Regierungsforme — man hat Könige, Monarchen entdeckt.

Zu was bedarf man aber aller dieser Beweise, wenn jeder Mensch die Nothwendigkeit eines Oberhaupts theoretisch einsieht; wenn die Begriffe von Königen und von ihrer Nothwendigkeit so allgemein, so natürlich, so übereinstimmend mit dem natürlichen Gefühle sind, als die Begriffe von Gott, oder von einem höchsten, schöpferischen Wesen.

Was ein Schiff im Meere ohne Admiral ohne Steuermann ist, das ist ein Staat ohne König. Die Unordnung, die im Schiffe entsteht, wenn Niemand die Oberaufsicht hat, wenn einer dorthin, der andere dahin fahren will, ein dritter Anker werfen, ein vierter Segel spannen, ein fünfter den Brandwein in einem Tage versaufen oder vertheilen will; so eine ähnliche Unordnung geht in einem Staate vor, wo kein Oberhaupt, kein Fürst, kein König ist. Noch einmal. Ein Staat ohne König ist eine stehende Armee ohne Kommandirenden.

Republik.

Wenn die Macht der obersten Beherrschung des Landes bey Mehrern — oder in strengem Verstande gesagt — bey Allen steht; wenn kein gemeinschaftliches Oberhaupt zugegen ist, da aber inzwischen doch Ordnung und Ruhe im Staate herrschet, auf die das Volk selbst bedacht ist: so heißt die Staatsverfassung eine **Republik.**

In Republiken werden Gesetze gegeben, folglich kann Ordnung und Ruhe im gemeinen Wesen bestehen. Folglich ist aber auch eine Oberherrschaft zugegen, die alle unumschränkte Macht, so wie in einer monarchischen Regierungsverfassung besitzet.

Der Unterschied besteht nur hierinn, daß diese Oberherrschaft auf mehr als einer Person beruht, und daß sie unbeständig, periodisch und von dem Volke selbst zu erwählen ist. Die

Zeit-

Zeitfrist, welche hindurch diese erwählten Häupter zu herrschen haben; ihre Anzahl, die Art sie zu wählen, und die Gattung Leute, die gewählet werden, machen den kleinen Unterschied, der zwischen verschiedenen Republiken ist.

Der Ehrgeitz, oder die dumme Herrschsucht, daß jedermann mehr zu seyn wünscht, als er ist, und daß die Meisten einen gewissen Hang zu einer Oberherrschaft und Regierung haben, macht die republikanische Verfassung so beliebt.

Die republikanische Freyheit ist lächerlich; denn die Republikaner unterliegen den Gesetzen wie wir. Diese Freyheit ist eingebildet, und sie ists nicht, die das wahre Anziehende für eine republikanische Verfassung hat; sondern die noch dümmere eingebildete Gleichheit „Wir sind alle Herren, wir machen unsere Gesetze selber, wir wählen Oberhäupter und setzen sie ab“ nos poma natamus, diese lächerliche, nur eingebildete Gleichheit reizet so sehr zum Republikanisme.

Wer alles dieß nicht genugsam kennet, nicht überlegt, nicht erwäget; der will auch Republikaner seyn. Und der ists, der Thor, der sich zum statistischen Freyheitsgeiste verführen

ren läßt, und der Freyheit die so lächerlichen Vorzüge giebt. Der ists, der Menschheit, Freyheit und Gleichheit predigt, ohne zu verstehen, was diese Worte sagen wollen, und wo er selbst hinaus will.

In Republiken werden die Oberhäupter, die Vorsteher, die Bevollmächtigten, die Männer, wie sie da alle in verschiedenen Republiken heißen, denen das Staatsruder und die ganze Gewalt zu regieren anvertrauet wird, gewählet, die zur gehörigen, verschieden bestimmten Zeit wieder abgesetzet und mit Andern gewechselt werden. Und also — wenn die Regierungsforme nicht aristokratisch ist — kann jeder Staatsbürger — nota bene, wenn er erwählt wird — auch zu seiner Zeit eine Stelle bey der Regierung erhalten.

Wers weis, was für eine große Kunst es ist, zu herrschen, zu regieren, und so zu regieren, daß das Volk glücklich lebt; wer's weis, was für eine schwere Kunst sie ist, die Staatskunst, muß auch wissen, daß kaum des Menschen Lebenszeit hinreichend ist, sie zu erlernen.

Monarchen, die ihre ganze Lebensfrist damit zubringen; Fürsten, die sie von Jugend

auf

auf unter der Lenkung ihrer Väter erlernten, und sich darinn unter einer täglichen Uebung vervollkommnen; Minister, deren Berufsgeschäft sie ist, denen dieses einzige Geschäft täglich anhängt; — kurz alle derley Leute, die sich mit aller Geflissenheit ganz auf diese einzige Kunst verwendeten, irren manchmal, fehlen, und machen öfters das Volk mürrisch. — Nun erst in einer Republik — die Regierungsforme mag aristokratisch, oder demokratisch seyn.

Was kann ich von einem gemeinen unwissenden Bürger, oder von einem Edelmanne, der allenfalls die ersten sechs Schulen durchgelaufen, und dann von seinen Eltern zum Kornhandel angewandt wurde, — was kann ich von solchen Leuten in der Regierung erwarten?

Alle derley Leute, die in Republiken zu den Staatsgeschäften als Bevollmächtigte benennt werden, müßen durch die Mehrheit der Stimmen dazu erwählet seyn. Wir wissen aber auch, wie es bey Wahlen überhaupt zugeht; welche Intriquen, welche Kabalen, welche Kniffe da vorgehen. Der Vernünftige, der Reiche, der Mächtige, der Kühne, der Listige rücken doch immer vor, wohin ein anderer sonst auch nicht

un-

ungeschickter armer Teufel mit Rechten niemals kommen wird.

Wo ist also die eingebildete Gleichheit, die lächerliche Freyheit, wo ist die schöne Einrichtung in Republiken? — Wünschen kann man sie, aufs Papier schreiben, wie Plato, aber ausüben nicht. Grobe, grobe Fehler gehen in Republiken vor.

Wie oft geschieht es da, daß Männer, die es mit ihrem Vaterlande am aufrichtigsten meinen, die zur Verbesserung der Verfassung desselben, und selbst zur Erweiterung ihrer gemeinsamen Freyheit gute und wichtige Entwürfe machen, statt ihrer Belohnung, mit Ehre und Leben Gefahr laufen; und wie schwer ist es, einer Menge genugzuthun?

So war einst Drusus bey den Römern ein Opfer seines guten Willens und seiner Thätigkeit fürs Vaterland. Als er im Hofe seines eigenen Hauses von den Mördern schon tödtlich getroffen war; schrie er im Niederfallen noch „Die Republik wird niemals einen Mann finden, der aufrichtiger für ihr Beßtes sorgte, als er gethan hätte."

O wie bitter muß so ein Tod seyn! wie bitter so ein Schicksal! Vor einigen Jahren erst

haben

haben die Pohlen Potozki und Suchorzenski nebst manchen Andern, die es mit ihrem Vaterlande gut meinten, ein zwar nicht so grausames, aber doch ähnliches Schicksal gehabt.

In Republiken ist das nicht selten, und bey republikanischen Uneinigkeiten kann es wohl selten besser seyn. O die schrecklichen Blutbäder in Rom und Griechenland sind unvergeßliche Beweise der republikanischen Unordnung, und der Wirkungen bürgerlicher Zwistigkeiten, die nirgends so sehr als in Republiken zu Hause sind!

Kleine, sehr kleine Republiken können sich noch in Ruhe und Ordnung erhalten. Ein sehr kleiner Staat kann als Republik bestehen. Große Republiken können niemals bestehen.

Kleine Staaten können sich als Republiken erhalten, weil sie mit einem kurzen Blicke leicht übersehen werden können, weil sich überhaupt Ordnung und Ruhe im Kleinen besser erhalten läßt. Im Großen ist das unmöglich; wenigstens auf lange, auf immer unmöglich.

Venedig, Genua, Lukka, Ragusa erhalten sich, weil sie klein sind. Auch lächeln sie die umliegenden Potenzen nicht sonderlich an.

Schweiz erhält sich bloß wegen seiner Lage; Holland wegen seinem Handel.

Die schönsten, die blühendsten, die größten Republiken sind vorüber. Die römische, die mächtigste, die reichste ist verschwunden. Die griechische ebenfalls. Die pohlnische, die gewiß fürchterlich hätte werden können, verschwindet unter unsern Augen. In Rücksicht der neuen amerikanischen Republik wird uns die Zeit ein Mehrers lehren.

Aristoteles behauptet, daß die Republiken der Kretenser, Lazedämonier und Karthaginenser — die überhaupt in vielen Stücken übereinkammen — unter allen in der Welt die beste und vollkommneste Staatseinrichtung gehabt haben; so zwar, daß ihre Vortrefflichkeit schon deßwegen unleugbar schien, weil ungeachtet der vielen Gewalt, die das Volk zu Karthago hatte, dennoch von der Grundlegung der Stadt, bis auf seine Zeit kein Fall vorgekommen wäre, daß irgend ein Auflauf des Volks die allgemeine Ruhe hätte stören können, noch irgend ein Tyrann fähig gewesen wäre, die Unterdrükung ihrer Freyheit einzuführen. — Und doch ist diese Republik so verschwunden, daß kaum die Ueberbleibsel davon zu finden sind.

Die Uneinigkeit ist eine der ersten Ursachen, warum sich große Republiken nie erhalten, und nie bestehen können. Die Menschen haben viele Köpfe. Jeder denket anderst. Dieser will dieß, jener jenes. Dieß ist einer republikanischen Verfassung sehr nachtheilig. Concordia res parvæ crescunt, sagen die Holländer.

Lesen wir die römische Geschichte; so ist es nur zu erstaunen, wie unzählige Unruhen und Empörungen während der römischen Republik entstanden. Wenn die Römer am beßten begriffen waren, mit auswärtigen Feinden zu streiten und fremde Eroberungen zu machen; entstand oft im Herzen ihres eigenen Volks ein innerlicher Krieg, wegen welchem sie ihre ganze Macht oft wieder zurückziehen, und gleichsam gegen ihre eigenen Eingeweide richten mußten. Auch der Tempel, den Kamil als Diktator der Eintracht bauen ließ, wollte nicht viel helfen.

Wir sehen mit Augen, was die Uneinigkeit in der eingebildeten französischen Republik stiftete, und täglich stiftet. So lange als ein Land so groß, und in seinen Provinzen so verschieden ist, wie Frankreich; so läßt sich ja keine Einstimmung und Einigkeit erwarten.

Ich lache daher über Frankreich und über Franzosen. Ich will kein Prophet seyn, aber ich erlebe ihren Untergang, ihr Elend — wenn sie nicht in sich zurück gehen.

In Pohlen haben wir die deutlichsten Beweise, und die auffallendsten Beyspiele von Folgen dieser Uneinigkeit — in allen Republiken endemischer Uneinigkeit mit Augen gesehen.

Schon die verschiedene Lage kleiner Provinzen, die zu großen Staaten gehören, macht eine verschiedene Denkungsart, verschiedene Gesinnungen. Der Bergbewohner denkt anders, der Seebewohner anders, der im flachen Lande anders, der Insulaner wieder anders. Ja der Winger und der Bauer, der Handwerker und der Edelmann, jeder hat seine eigenen Gesinnungen. Gesinnungen, die entweder nach verschiedenen Vortheilen, oder nach unzähligen andern Umständen gestimmet sind.

Jedes Klima fast erfodert also eine andere Regierung. Und dieß mag die größte Ursache seyn, warum sich große Republiken nicht erhalten können. Dieß ist die Ursache, warum das Projekt einer französischen Republik so lächerlich ist.

Und kann wohl ein größerer Kontrast des Klima's und der Gesinnungen erdacht werden, als zwischen den Einwohnern verschiedener französischer Provinzen? Zwischen einem Einwohner von Marseille, und einem Gaskonier?

Nur ein Fürst blickt bis an die Winkeln seines Staates. Und auch Fürsten müssen in ihren Staaten, — wenn sie weitschichtig sind — gewisse Modifikazionen und kleine Abänderungen in der Regierung machen, die mit dem Klima und den Gesinnungen verschiedener Völker mehr überein kommen.

Bey den Atheniensern, in einem so kleinen Staate, finden wir die bekräftigendesten Beyspiele, daß der Hang zu verschiedenen Regierungsformen, oder die verschiedenen Regierungsformen selbst, von der Lage einer Provinz, und von der damit verknüpften verschiedenen Eigenschaft der Einwohner abhängen.

Bey den Atheniensern war die Regierungsforme sehr verschieden. Die im hohen Lande, zwischen Gebürgen oder an Bergen lebten, waren Demokraten. Im flachen Lande waren sie für die Oligarchie. An der See waren sie für die Monarchie.

Die Leute im Gebürge konnten demokratisch leben. Sie bestehen aus kleinen, wenig in Gemeinschaft stehenden Gesellschaften. Fast bekümmert sich einer um den andern nicht, und jeder handelt, wie er will. So geht es mit den Hirten auf den Alpen und auf allen hohen Gebürgen. Sie sind einander alle gleich, und wollen sich gleich seyn.

Im flachen Lande waren sie für die Oligarchie. Weil im Kornlande überhaupt viele Knechte und wenig Herren sind.

Die Seeleute waren für die Monarchie, weil auf dem Schiffe immer ein einziger Befehlshaber zu seyn pflegt, und nur ein einziger seyn kann.

Es ist also in allem Betrachte unmöglich, daß in einem großen Lande, wo die Lagen der Provinzen und die Gesinnungen der Einwohner so verschieden sind, eine nur mittelmäßige Einigkeit bestehen könne; und daß sich ein Volk selbst beherrschen, selbst regieren, und gut regieren könne, was so uneinig, und was in Rücksicht der Mitteln, — wenn auch der Zweck der nämliche ist — die zur allgemeinen Volksglückseligkeit führen sollen, so verschieden denkt und handelt.

Selbst die verschiedenen Länder eines Monarchen erfordern manchmal eine verschiedene Regierungsart, sagte ich. Joseph, der große Joseph, arbeitete umsonst an einer allgemeinen Vereinigung seiner Provinzen.

Keines Monarchen Lage ist schwerer, als die des römischen Kaisers. Es sind fast keine Landsleute, die nicht seine Unterthanen wären. Aber der Fürst, der einzige herrschende Fürst, weis Jedem entgegen zu stehen, Jedem nachzugeben. Was würde wohl aus einem solchen Staate werden, wenn er republikanisch wäre?

Wir sehen in einem kleinen Lande, in der Schweiz, daß die verschiedenen kleinen Provinzen, die Kantone selbst unter sich gewissermaßen in manchen Stücken der Regierungsforme von einander abweichen.

Wenn wir aber zuletzt über alle die schon erwähnten Gründe, einen Republikaner selbst betrachten; so finden wir zwischen ihm und seiner Denkungsart einen auffallenden Kontrast. Er predigt die Gleichheit, er ist ein Apostel der menschlichen Gleichheit. Und doch sind alle Republikaner grob, und alle Groben sind stolz.

Die Pohlen sind ein Muster des Stolzes und der Grobheit. Sie glauben nicht, daß an-

dere Menschen Menscheri sind. Höchstens einen andern Republikaner halten sie noch für einen Menschen. Die Venezianer sind unerträglich; die Schweizer nicht höflich.

Die Römer, die Griechen, besonders die Karthaginenser waren von unerträglichem Hochmuthe und von dem lasterhaftesten Ehrgeize eingenommen. Manche verleitete er, auf göttliche Ehre Anspruch zu machen. Hanno hatte Vögel, die er sprechen lehrte: Hanno ist ein Gott.

Doch aber sind die demokratischen Republikaner noch erträglicher, als die aristokratischen. Die Holländer sind nicht kriechend, nicht schmeichelnd, aber auch nicht grob. Sie sind nicht niederträchtig, aber auch nicht stolz. Sie sind reich, verachten aber den Armen nicht, wie die Pohlen. Aber auch keine zweyte holländische Republik wird mehr auf die Beine kommen.

Am lächerlichsten sind die Republiken, die ihre Könige haben. Ein unmächtiger König intriguiret, und ein König mit Macht löset die Republik auf. Ein dummer König ist der Republik überflüßig, und ein vernünftiger thut doch im Staate, was er will. Ein gemalener König aber, ein hölzerner König, eine königliche Statue ist ganz unnütz und unnöthig.

Den

Den Pohlen hat ihr König jährlich einige Millionen gekostet. In der Regierung hatte er nichts zu schaffen, als was er mit List richten konnte. Obwohl er in ihrer Aristokrazie einen, und zwar den ersten von den drey Ständen ausmachte; so wurde ihm in allen Stücken widersprochen, und alles mißgebilliget, was er billigte. Vielleicht bloß in der Absicht, um ihm zu zeigen, daß er keine Macht habe, und daß die Herren Aristokraten allein Herren sind. Wiewohl sie ihm alle Höflichkeiten und viele Ehrfurcht erwiesen.

Der König von England ist das Gegentheil. Er ist König, und die Aristokraten sind lächerlich. Wenn sie auch in den Kammern zusammen kommen; so thut er doch, was er will. Und eben deßwegen, weil der König so viel Macht — und wenn er es anzustellen weis, alle Macht — hat: so ist das Land bey seiner Verfassung so blühend, so ruhig, so ordentlich.

So viel Gutes können die Könige also wenigstens in Republiken stiften, daß, wenn sie schlau sind, doch eine gewisse, oft willkührliche Obermacht erschnappen, die dem Lande einigermaßen ersprießlich seyn kann, in so weit sie Uneinigkeiten und Zwistigkeiten entfernet.

Noch

Noch einer der größten Nachtheile für die republikanische Regierungsform ist dieser, daß fremde, angränzende Potenzen, ihre — was immer für welche Interessen in den Republiken durchsetzen, weil es immer Köpfe darinn giebt, die eine fremde Denkungsart haben, und weil die innerlichen Uneinigkeiten selbst in den Republiken vieles beytragen. Die Geschichte ist voll von derley Fakzionen.

So wie die Römer und die Mazedonier den Griechen imponirten; so wie die Griechen — das Volk, das doch bey einer Einigkeit nicht nur mächtig, sondern fürchterlich hätte seyn können — nach der Römer Pfiffe tanzen mußten; so wird auch heut zu Tage den größten Republiken von den angränzenden Potenzen imponirt. So wird den Holländern von Preussen, den Schweizern von Frankreich und Oesterreich imponirt. So wurde den armen Pohlen von Schweden und Rußland unaufhörlich imponirt, und wird es ihnen noch täglich.

Die Republiken überhaupt sind nur ein Spiel, nur eine lächerliche Kleinigkeit für angränzende oder umliegende monarchische Mächte. Man sieht schon, daß sie nur deßwegen existiren, weil es andere Monarchien nicht sonderlich

in=

interessiret, wenn sie nicht existiren; und weil sie vielleicht eine gute politische Absicht haben, warum sie ihnen ihr Daseyn lassen.

Vielleicht mag diese darinn bestehen, daß die Republiken ihre Länder eines vom andern gleichsam isoliren, und wenn es zu einer Feindseligkeit kömmt, den größten Stich aushalten müssen.

Aristokrazie.

Diejenigen Republiken, die von dem Adel verwaltet werden, heißen **Aristokrazien.** Hieher gehören Pohlen, Venedig und in einiger Rücksicht England und Schweden.

Keine elendere, tyrannischere Regierungsform ist in der Welt, als die Aristokrazie. Sie ist ein Beweis, was für Thoren die Menschen sind; wie dumm, wie lächerlich diejenigen Völker sind, die sich lieber hundert, als einen Herrn wünschen.

Der Adel zwar ist in Aristokrazien glücklich. Er ist König, seiner Herrschsucht und seinem Ehrgeize ist genug gethan. In so weit aber ist er zweymal glücklich, als er selbst die allgemeinen Güter zu verwalten hat; als er seine eigene Interessen — wenn er sie nicht vernachläßigen will — verbessern kann; als er die allgemeinen Geschäfte — wie es überall in

Aristokrazien geschieht — nach dem Privatnutzen hinlenkt, und seine Familienabsichten überall mit einbringen kann.

Aber eben der Adel ist es, — der gebohrne Adel wenigstens — der in einem Staate ganz unnütz, ganz unnöthig, ganz überflüßig ist. Der Adel mißbraucht nur, was Fürsten und Monarchen seinen Ahnen, die sich in diesem oder jenem Stücke auszeichneten, an Entscheidung oder Vorzügen mitgetheilet haben. Der Adel ist die Geisel der Armen und des Pöbels. Und wo ist dann die menschliche Gleichheit, die menschliche Freyheit, wenn der Adel Adel ist? Wo ist dann die Republik?

Der Adel ist also glücklich, ist Herr in Aristokrazien; und die Bauern, die Handwerker, die übrigen Menschen — und besonders die Ausländer sind Hunde. Die armen Bauern schinden und hungern sich zu todt, daß der Adel seinen Wanst füllen kann. Wie viel Bauern werden in Pohlen geschunden und geprügelt, bis der Waizen hergeliefert ist, den der Herr Edelmann nach Danzig schickt, um seine Tasche zu füllen.

Der Adel ist also in Aristokrazien Herr, und der gemeine Mann ist schlimmer daran, als

in allen Monarchien, als unter dem Joche des strengsten Despotismus. Jeder Aristokrat ist auf seinem Dorfe König, und seine Unterthanen sind sein Vieh, höchstens — seine Jagdhunde. Ist dieß die menschliche Gleichheit, die menschliche Freyheit in aristokratischen Republiken?

Wir wissen, daß die Edelleute in Venedig, wenn sie in den Logen des Theaters sitzen, auf den Pöbel im Parterre herabspeyen, um sich die Sache recht kommode zu machen. Kann wohl eine größere Herabsetzung, eine niederträchtigere Handlung seyn. Dieß würde kein Mogol und kein Großherr thun.

Wir kennen auch übrigens den Stolz, den dummen aufgeblasenen Hochmuth dieser Edelleute, ihr Betragen gegen Ausländer, und gegen jeden Wenschen, der kein Nobile di Venezia ist.

Von den Pohlen wissen wir, daß sie mit ihren Bauern auf dem Dorfe machen können, was sie wollen. Martern, prügeln mit zwey — drey hundert Streichen; unbestreitbare Frohndienste auferlegen; Weiber im Angesichte ihrer Gatten, und Mädchen im Angesichte ihrer Aeltern schänden; schöne Kindermörderinnen belohnen, und aus Kummer und Elend entlaufene Unterthanen aufknüpfen lassen; schwangere und

dem

dem Gebähren nahe Weiber mit viehischer Gewalt zu den schwersten Arbeiten anprügeln; seinen Jäger eines magern oder krätzigen Windhunds halber im Rauche aufgehangen bis zum letzten Lebenszeichen mit Kantschugen peitschen; einem Mädchen eines schlechten Koffees halber hundert und mehr Ruthenstreiche austheilen lassen; einem Bierbrauer, dem eine Brau mißlingt, mit fünfzig bis hundert Stockstreichen oder Padogen verabschieden; das waren und sind es noch zu unsern Zeiten tägliche und tägliche Beyspiele; Beyspiele, wovon ich Augenzeuge war, und es auch bey Mißhandlung von Ausländern und von andern ehrlichen und angesehenen Menschen war.

O hätten doch Meißner und Eckartshausen die Erfahrungen gemacht, die ich in Pohlen habe machen müßen, welche Schilderung von derley Handlungen würden sie geliefert haben! Wären doch diese Erfahrungen lieber auf ihre gedüngerten Felder gefallen, als auf meinen brachen Acker, wo sie verdorren, und wo sie der Wind verwehet.

Es ist noch so lange nicht, daß ein pohlnischer Edelmann, wenn er jemanden umbrachte oder umbringen ließ, nur hundert pohlnische

Gul=

Gulden Strafe erlegen mußte; und also vice-versa jedermann umbringen konnte, wenn er hundert Gulden für den Kopf bezahlte, und höchstens einige Wochen Thurmarrest hatte. Es ist noch so lange nicht, daß ein Pohl seines leiblichen Sohnes schwangere Frau unter dem Eise eines zugefrornen Teiches lebendig begraben ließ, weil sie ihm zu arm und von zu niedriger Geburt war. Mit einer mittelmäßigen Geldstrafe wurde alles gerichtet. Und erst unlängst geschah es, daß ein Pohl seiner Frau schwangeres Stubenmädchen, die bey der Inquisizion seiner eifersüchtigen Frau auf ihn aussagte, mit Ruthen todhauen ließ, um sich gleichsam zu rechtfertigen; und ohne nur deßwegen fast belanget zu werden. Ohne von dem Unrechte und den Peinen Meldung zu thun, die die armen Juden — die doch auch Menschen sind — in diesem Lande auszustehen haben.

Und was kann die Folge solcher Lasterthaten seyn? — Wenn's dann der Unterthan unter der unerträglichen Last des Aristokratendrucks nicht mehr aushalten kann; dann wird er aufrührisch. Dann geht es darunter und darüber, wie gewöhnlich bey Bauernrebellionen; und dann geschieht — wie bey den Haidamaken in der

Ukraine

Ukraine zu unsern Lebenszeiten, daß aus dem Leder der Grundherren Riemen zu machen, und einer schwangern Adelichen nebst den Brüsten die Leibesfrucht lebendig aus dem Bauche zu schneiden noch eines von den bessern erträglichern Schicksalen wird, die der rasende Pöbel dem verachteten Adel anthun kann. O die pohlnische Aristokrazie hat sich vor allen distinguirt!

Der ungarische Stolz ist nicht viel erträglicher, als der pohlnische. Besonders der Stolz des kleinen Adels, der sich nur mit tüchenen Hosen auszeichnet. Diesem Adel steckt immerfort was Aristokratisches im Kopfe, und die traurigen Folgen davon haben wir noch so lange nicht in Siebenbürgen gesehen.

Die Menge des Adels, des oft nur eingebildeten Adels, ist in Aristokrazien das größte Gift. Nur die Edelleute dünken sich da Leute zu seyn, und die Menschen sind Hunde. Verdammte Regierungsforme.

Doch — was am lächerlichsten ist — die Aristokraten reiben sich fast selbsten auf. Bey aller republikanischen Gleichheit will einer mehr seyn, als der andere. Wenn einer den andern schief ansieht; so kömmt's zum Zweykampfe. Und vor dem Zweykampfe gewöhnlich zum Faust-

kampfe, oder wenigstens zu den niederträchtigsten Schimpfwörtern.

Ein Pohl ließ einer ansehnlichen Edelfrau, die in seine Kirche und zu seinem mirakulosen Gnadenbilde kam, und ihm kein tiefes Kompliment machte, hundert Ruthenstreiche vor der Thiere geben. Eine reiche Edelfrau in Pohlen ließ ihrer leiblichen Tochter, die einem ärmern Edelmanne — aber von guter Familie — ein günstiges Aug zeigte, zu dreymalen bis hundert Ruthen geben. Der nächste beßte Edelmann, der ein Paar Dörfer mehr hat, als ein anderer, droht dem andern gleich — wenn er ihn nur anschielt — mit Ruthen und Kantschugstreichen.

Das ist also die aristokratische Gleichheit, die republikanische, die menschliche Gleichheit. Das ist die Aufführung des Adels. Das sind die Vorzüge der aristokratischen Regierungsverfassung.

In Pohlen kenne ich keine andere Gleichheit unter den Edelleuten, als daß jeder Edelmann, der nur ein Dorf, oder ein halbes hat, eben so gut mit sechs Pferden fährt, als ein Fürst, oder als der König. Ja die Pächter fangen schon an mit sechsen zu fahren. Ich kenne keine andere Gleichheit, als daß sie in

Ge-

Gesellschaften einem Fürsten oder einem Grafen alle mögliche Impertinenzen anthun, um ihm zu zeigen, daß er auch nur ein Edelmann ist.

Wenn doch schon lieber gar kein Adel wäre. Wenn doch der Adel nicht erblich wäre. Wenn doch nur Verdienste, nicht Geburten, adeln möchten, wie bey den Türken. Wie wenig Adel würde es geben, und wie gut würde es seyn. Wie angenehm eine solche Gradazion. — O wenn doch Monarchen und herrschende Fürsten erwägen möchten, wie nachtheilig auch ihnen der Adel ist!

Uebrigens aber weis ich gar keine Ursache, warum der Adel allein frey und glücklich seyn soll. Es sind ja der Menschen mehr auf der Welt. Es sind ja der gemeinen mehr, hundertmal, unzähligemal mehr, als der Adelichen. Warum soll dann die Glückseligkeit Mehrerer wegen dem Wohle ungleich Wenigerer leiden? Es sollte ja gerade umgekehrt seyn.

Unter andern ist es sehr auffallend, welchen Reichthum die meisten Aristokraten besitzen. England und Pohlen können vor allen zum Beyspiele dienen.

Indessen ist der pohlnische Bauer ärmer, als der Bettler an der Strasse. Zehn Bauern

sind kaum im Stande, in einer Jahrsfrist das zu erschwitzen, was ein Aristokrat oft in einer halben Stunde verschwelget.

Wir finden es ja auch in der Geschichte, wie reich, wie unermessen reich die römischen Aristokraten waren, wie viel ihnen eine einzige Mahlzeit, ja wie viel ihnen oft ein einziger Fisch zur Tafel kostete.

Man kann sich leicht einbilden, was bey partikulären Reichthümern das allgemeine Wohl leiden muß, und was Privatabsichten in Republiken thun können.

Ich weis, daß Niemand eine aristokratische Verfassung wünschen kann, als die Aristokraten selbst, als der Adel überhaupt. Niemand kann es wünschen, unter einer so elenden Regierung zu leben, und von so vielen verschieden denkenden Köpfen gelenket zu werden. Nur Aristokraten können es wünschen, ein Volk zu drücken, einem Volke das Blut auszusaugen.

Ueberdieß ist die aristokratische Regierung einer immerwährenden Uneinigkeit unterworfen, einer immerwährenden Abwechslung, so oft als Neuerwählte auftreten. Die Geschichte liefert uns sehr auffallende Beyspiele von den Folgen der aristokratischen Uneinigkeiten. Vielleicht war

die

die aristokratische Regierungsform bey einigen griechischen Völkern — wie bey den Lyciern — die erste Ursache, warum Griechenland zu einer römischen Provinz gemacht wurde.

Sehen wir nicht in unsern Zeiten der Pohlen Schicksal mit Augen? Sehen wir nicht die Folgen gleichsam vor Augen? Sind die Aristokraten, oder sind die Russen Herren von Pohlen?

Was heißt so ein Land, das sich selbst nicht Schutz geben kann; das, wenn es existirt, aus Gnaden anderer Potenzen existirt? Was ist das für ein Volk, das andern Völkern zu Gnade leben muß?

Um ganz überzeugt zu seyn, was aristokratische Unordnung und Uneinigkeit vermag, dürfen wir nur auf die auffallendsten Beweise im vorigen Jahre zurückblicken; wo Rußland — und ungezweifelt die andern an Pohlen gränzenden monarchischen Potenzen — es selbst nicht zuließen, daß sich die pohlnische Regierungsform der monarchischen nähere, wozu ihre neue Konstituzion geführt hätte. Um also in allem Falle ein Land, das ihnen im Herzen liegt, unter ihrer Bothmäßigkeit und Willkuhr zu haben, wurde lieber die alte aristokratische Uneinigkeit wieder hergestellt.

So viel hält man von Aristokrazien, und so viel ist von ihnen zu halten.

Und gehen wir auf manche Einrichtungen in Aristokrazien; dann finden wir erst das Lächerliche.

Welche Ränke bey ihren Wahlen! Welche Partheylichkeiten! Welche Niederträchtigkeiten! Der Reichere, der Mächtigere, der Intriguantere muß immer seinen Platz bey der Regierung behaupten.

Mancher bescheidene Mann, mancher vernünftige Aristokrat, der doch etwas leisten könnte, will daher gar nicht zur Wahl gehen, will gar von einer Anstellung nichts wissen. Ich kenne deren. Die Wahls- und Regierungskabalen sind ihnen bekannt, und sie wollen von beyden weit entfernet seyn.

Nur junge unbärtige Bursche, nur Stenker und Fechter, die sich mit dem Schwerte durchhauen wollen, und ihre Stelle manchmal dem Meistbietenden wieder verkaufen; nur solche schwingen sich zu öffentlichen Ehrenstellen und zur Regierung.

Dabey aber, weil jeder Adeliche schon im Mutterleibe ein Halbkönig ist, dabey lernet kein Bursch in seiner Jugend etwas. Er wird ein

Mitregent, ein Deputirter, ein Landboth, und kann kaum lallen. Von der wichtigen Kunst der Regierung, von der das Wohl seines Landes und des Staats abhängt; von dieser kennt er den Schatten nicht.

Es laßt sich einbilden, was Monarchien über so ein Krippelspiel lachen, denken, und was sie allenfalls bezugsweise thun können.

Und die lächerlichen Reden, die Orazionen, die Deklamazionen in den Kammern, bey den Landtägen, bey den Reichstägen, bey den Versammlungen, mit denen nach einem stundenlangen Gewäsche nichts gesagt, oder nichts verstanden wird, und mit denen sie ihr Vaterland nur glücklich schreyen wollen. Die Reden, die in Pohlen noch ziemlich gut waren, so lange als es Jesuiten gab, die aber unter den Piaristen nur mittelmäßig, und nach eigener adelicher Komposizion gemeiniglich sehr schlecht ausfallen. O was sind das für lächerliche Auftritte! Was kann aber auch ein Jesuit, ein Pater der frommen Schulen, oder ein adelicher Milchbart Gutes sagen, was dem Staate ersprießlich wäre?

Wehe

Wehe also solchen Ländern! Wehe solchen Staaten! Wehe solchen Völkern! Fluch und Unglück liegt auf ihnen. Wehe den armen Bürgern unter so einer Regierung!

De-

Demokrazie.

Wenn die Verwaltung der Republik beym Volke steht; dann heißt man die Regierungsverfassung eine Demokrazie. So ist es z. B. in der Schweiz und in Holland.

Die Demokrazie hat für den Pöbel, und für die Leute überhaupt viel Anziehendes, weil der dumme Hang, regieren, oder wenigstens sich in die Regierung mischen, und sich seine Gesetze selbst geben zu wollen, so allgemein ist, daß er nicht nur dem Adel, sondern auch oft dem gemeinen Manne eigen scheint.

Die menschliche und auch die bürgerliche Freyheit, aus jenem Gesichtspunkte betrachtet, wie sie von vielen Thoren betrachtet wird, ist zwar in Demokrazien nicht so blühend, weil mit dieser Freyheit keine Ordnung und kein Staat bestehen würde. Aber die Gleichheit der Menschen ist da in so weit zu Hause, als der Adel keine sonderlichen Vorzüge hat.

Im Kopfe der Menschen kann eine Demokrazie eher bestehen, als in der Ausübung. Doch im Kleinen scheint sie auch in der Ausübung bestehen zu können. Im Grossen niemals; wenigstens nicht auf lange, nicht auf immer.

Die menschliche Gleichheit, die von den Leuten überall beharanguiret, von den Armen geschätzt und gewünscht, von den Reichen verwünschet wird, kann in Demokrazien in so weit nicht gänzlich statt finden, als zwischen Begüterten und Unbegüterten, zwischen Reichen und Armen, zwischen Verdienten und Unverdienten, immer ein merklicher Unterschied herrschen muß.

Daher geschieht es auch in Demokrazien, daß einer dem andern über den Kopf hinauswachsen will, und wenn er's mit physischen und moralischen Kräften nicht im Stande ist, es mit List durchzusetzen, mit Betrug und Ränken zu bewerkstelligen suchet.

Die Freyheit der Menschen ist in Demokrazien so eingeschränkt, als sie es seyn soll. Keine Demokrazie kann ohne Ordnung, keine Ordnung ohne Gesetze, kein Gesetz ohne einer gesetzgebenden Macht bestehen.

Ihre Gesetze machen sich die Demokraten selber. Das heißt diejenigen, die als Delegirte,

girte, Deputirte, Bevollmächtigte — und wie sie da alle heißen — nach der verlaufenen bestimmten Periode zum Regierungsgeschäft gewählt werden, die das Ruder des ganzen Staates führen, geben sie im Namen des Volkes. Und hiezu kann in einer Demokrazie Jeder gewählt werden.

Das Volk giebt also in gewisser Rücksicht die Gesetze selbst, und befolgt sie selbst. Weil es Manchem bitter ist, seine eigenen Gesetze zu befolgen, und des Beyspiels halber genau zu befolgen; so geschieht es auch nicht selten, daß sich Einige von der Befolgung derselben auszunehmen.

Uebergehen wir auch die Ränke und Partheylichkeiten, die bey den Wahlen auch in Demokrazien vorzugehen pflegen, und unumgänglich vorgehen müssen; so kann uns doch die augenscheinliche, auffallende Beobachtung nicht entfallen, daß es sehr ungereimt, dem Staate, wo nicht nachtheilig, wenigstens in keiner Rücksicht vortheilhaft sey, wenn Leute vom niedrigsten Stande, von gar keiner, oder der elendesten Erziehung, wenn Leute, die von einem so wichtigen Geschäfte gar keinen Begriff haben, zur Verwaltung des Landes angewendet werden.

Darum steht es auch mit der Polizey und mit den Finanzen in Demokrazien sehr schlecht; und wenn sich die Umstände ein bisgen ändern, so geschieht es oft, daß kein Brod, noch viel weniger ein Fleisch im Lande ist. Die Franzosen scheinen dem Zeitpunkte, dieses zu erfahren, immer näher. Und wenn die Schweizer ihr Salz nicht hätten; so wären sie schon längstens Hungers gestorben.

In Demokrazien kann aber die innerliche Staatseinrichtung nicht viel besser seyn. Sie ist es in Aristokrazien kaum.

So bald Rom seine ersten Könige verlohr, wurde es auch vom Hunger sehr oft heimgesucht. Und da die römischen Bürger durch eine lange Zeit im Kriege auf ihre eigenen Kosten dienen mußten; so kann man sich die innere Staatseinrichtung der großen und mächtigen römischen Republik vorstellen.

Man sieht in Aristokrazien tausend lächerliche Ungereimtheiten, da man doch dem Adel noch mehr Erziehung, noch mehr Kenntnisse zumuthen dürfte, als dem gemeinen Manne, dem Handwerker, oder dem Landwirthe. Und nun erst in Demokrazien!

Des Menschen Leben ist kaum hinreichend, eine einzige Kunst, oder eine einzige Wissenschaft vollständig zu erlernen. Und nun erst, wenn man nebst seinem Berufsgeschäfte — wo man selten auslernet — auch noch das wichtige, das große Regierungsgeschäft auf sich nehmen will!

Friederich und Joseph haben mit Kopf, mit Erfahrung, mit langer, langer Erfahrung, mit reichlich erworbenen Kenntnissen von Meistern, aus Büchern und auf Reisen doch noch nicht den höchsten Gipfel der reinen Regierungskunst erreichet. Und wenn sie ihn erreichet haben; so haben sie es gefunden, wie sehr die verschiedenen Umstände die allgemeinen Regeln einer Kunst umstoßen. Was will denn nun ein Schuster in der Schweiz? Was will dann allenfalls auch ein Haller? — Ein Mann, der freylich viel Kopf hatte, einen durchdringenden Kopf. Ein guter, beobachtender, unermüdeter Arzt, der aber doch nicht den ganzen Umriß seines eigenen Faches noch übersah — welchen noch kein Arzt auf Gottes Erdboden übersah — noch weniger aber jenen der unermeßenen Regierungs- oder Staatskunst; der Kunst, die so vielen Abänderungen unterliegt, so vielen, unzäh-

zähligen Modifikazionen, und die fast in keiner Rücksicht ein festes unumstößliches Systeme zuläßt; so lange als unter Völkern, unter Landesstrichen, unter einzelnen Köpfen ein Unterschied, und ein so merklicher Unterschied herrschet, wie wir täglich beobachten, und die Fürsten zu ihrem größten Verdruße täglich erfahren.

Die Staatskunst ist eine derjenigen Künste, die nur bloß auf Kenntnissen von solchen Wahrheiten beruhet, welche man aus vielen verwickelten, theils gewissen, und größtentheils ungewissen Grundsätzen zieht. Sie ist eine Kunst, die um so schwerer ist, weil man oft an das Künftige denken muß, ehe man von dem Gegenwärtigen versichert ist.

Sie ist eine bloß praktische Kunst, und beruht ganz auf Erfahrung. Zimmermann sagt, jeder Stand habe seine Empiriker, aber der politische hat die meisten. Und Empirie beruht bloß auf Erfahrung. Nur für feine Köpfe wird die Staatskunst — so wie die Kriegskunst — eine Wissenschaft; für schlechte Köpfe ist sie ein Handwerk.

Ohne den gehörigen Beobachtungsgeist, — der nur sehr Wenigen gegeben ist, — verfehlt jeder Staatsmann seinen Zweck. Niemals wird

er sich zur Theorie der Glückseligkeit ganzer Staaten, oder bürgerlicher Gesellschaften erheben, wenn die Merkmale und die Hindernisse derselben nach ihren Unterscheidungszeichen, Folgen und Ursachen aus den richtigsten Beobachtungen in seinen Kopf nicht gegraben sind.

Die zahllosen Begegnisse in dem Körper eines Staats zu kennen; die Kunst, das Wohlseyn desselben zu erhalten; die schädlichen Einflüsse und die drohenden Gefahren von außen zu hemmen; den innwendigen Krankheiten von ferne zu steuren; die gegenwärtigen zu heilen; die unheilbaren zu lindern; und am meisten, die wahre Zeit, das wahre Maaß und die eigentliche Stärke der Mittel zu wissen, fodert eine über die schalen Begriffe des politischen Praktikus — und des politischen Pöbels — weit hinaus gehende Scharfsicht.

Niemals wird der Staatsmann die Absichten Anderer errathen; niemals wird er ihre Neigungen nach seinen Absichten lenken; niemals wissen, was er öffentlich, was er heimlich, was er in der Dämmerung verrichten soll; und immer wird er eher auf Kunstgriffe fallen, als auf die Kunst; immer auf die Methode des Falschen eher, als auf die Methode des Wahren,

wenn

wenn er das menschliche Herz unter allen seinen Verwicklungen und blendenden Gestalten nicht durchdringt.

So viel — und noch mehrers — wird von einem Staatsmanne gefodert. Nein! In aller Rücksicht ist die Staatskunst nur eine Kunst für einen Fürsten. Sie ist eine Kunst für einen einzigen Mann, der ihr seine Lebenstage — die wohl alle manchmal nicht hinreichend sind — widmet.

Was aber einer demokratischen Verfassung das Nachtheiligste ist, das ist, daß jeder Schwärmer gerne Unruhe anstiftet. **Sonnenfels** sagt, der Pöbel in Demokrazien ist immer kühn, weil er nichts zu verlieren hat; immer bereit, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen, und **alles** zu wagen, weil dieses alles **nichts** ist.

Jeder unruhige, herrschsüchtige Bürger trachtet, sich zum Oberherrn aufzuwerfen; und wie die Geschichte zeigt, sind Demokrazien mit den festesten Gesetzen zum Tyrannism übergegangen. Es findet sich ein Reicher, ein Mächtiger, ein Schwärmer zuletzt, der leicht Anhang bekömmt, und der sich zum Oberhaupte aufwirft, welches schmerzlicher, als der despoteste Monarchism

chism ist, und natürlich viel unerträglicher, als wenn er es durch Erbfolge geworden wäre.

Die ganze griechische Geschichte ist eine Sammlung von derley Erfahrungen; die Geschichte der Karthaginenser, der Sizilier und der Römer nicht minder. Und auch in der Geschichte späterer Zeiten kann man derer ausfindig machen.

Auch die angränzenden, nahe liegenden Potenzen profitiren von solchen Augenblicken, und stürzen so ein Ländchen bey derley Gelegenheiten in den gänzlichen Untergang.

Von der Demokrazie in Griechenland, und von den damit verbundenen Uneinigkeiten profitirten die Römer, und es wurde das ganze Land zu einer römischen Provinz gemacht, die von einem Proprätor verwaltet wurde. Und obschon Nero dem ganzen Griechenlande seine Freyheit wieder gab; so brachten es doch die Zwistigkeiten neuerdings dahin, daß es vom Vespasian in die vorige Unterwürfigkeit versetzet wurde.

Ja unter Nerva's und Trajans Zeiten fieng Griechenland noch einmal einen Schatten seiner Freyheit zu erhaschen an. Aber der einheimischen Mißhelligkeiten und Zänkereyen war

kein Ende, bis Konstantin der Große das ganze Land dem Präfektus Prätario von Illyrikum unterwarf, wo es dann der unumschränkten Gewalt der morgenländischen Kaiser zufiel, und von den Gothen verheeret und verwüstet wurde.

Also war die Demokrazie Schuld, daß so ein herrliches Volk, so ein schönes Land untergehen mußte. So geht es Staaten, so geht es Völkern, die sich selbst herrschen wollen, und die die physische Unmöglichkeit einer solchen Regierung nicht einsehen. So gieng es starken, mächtigen Völkern, so gieng es unter Gesetzen eines Lykurgs, eines Diokles, unter guten, festen Gesetzen.

Wie seicht und wie elend eine demokratische Regierungsverfassung ist; um so viel elender waren noch diejenigen verstümmelten und zusammengesetzten Verfassungen — die wir zum Glücke nur in ältern Zeiten eingeführt lesen — wo die Demokraten oder das Volk und der Bürgerstand mit der königlichen Würde zugleich Antheil an der Staatsverwaltung hatten, das Gleichgewicht zwischen beyden aber der Adel hielt. Ja so ungereimt und noch ungereimter waren manche andere derley gekünstelte Verfassungen und Regierungswechselbälge.

Die

Die demokratische Regierungsform hat überdieß noch dieses Sonderbare, daß sie das Volk am geschwindesten satt wird, so anziehend sie demselben aus andern Gesichtspunkten einstens schien.

Das Volk und die Rathsglieder zu Rom waren ihrer Republik so satt, daß sie den August selbst einhellig bathen, er möchte doch die Beherrschung des römischen Reichs allein übernehmen.

Die Athenienser wurden der Demokrazie selbst satt. Eine Oligarchie, oder eine Tyranney waren die unausbleiblichen Folgen dessen. Herrschsucht erreget Blutdurst. Athen wurde also ein Schauplatz der Unordnung und des Blutvergießens.

Dabey mußten viele große, würdige Männer ihr Leben einbüßen. Männer — wie Sokrates — wurden hingerichtet, und erst nach ihrem Tode, wenn es zu spät war, fieng man ihren Werth wieder einzusehen an.

In Frankreich haben wir itzt das nämliche Beyspiel. Viele sind der Demokrazie überdrüßig. Viele wünschen sich eine andere Regierungsforme; Viele — im Herzen — ihre alte. Unter beständigen Mißverständnissen, unter der

häßlichsten Uneinigkeit wird das Blut von Leuten gefodert, die man unter vielen beißenden Gewissensängsten, unter einer nagenden, zu späten Reue einst zurück wünschen wird, wenn es nicht mehr wird seyn können.

Zum Beyspiel dessen dient die Wahrheit, daß schon wirklich das unschuldige Blut des besten und gerechtesten Königs, den Frankreich jemals auf dem Throne hatte, selbst von gut gesinnten Franzosen an einigen gerächet worden, die ihre Stimme aus Unsinn zum Tode Desselben gegeben haben.

Das Volk ist ein häßliches Thier. Das Volk unter seiner eigenen Leitung ist Vieh, ist unausstehlich. Es ist wie Kosaken, wie Panduren ohne General, und ohne strengen General.

Und wenn es im Uebermuthe versunken ist; wenn es in seinem Moraste bis über die Ohren sitzt; dann ist es mehr wie viehisch; dann ist es verabscheuenswerth.

Es will, und weis nicht, was es will. Es will nicht, und weis nicht, warum es nicht will. Wenn es unglücklich ist, so verzweifelt es, und will alles unglücklich wissen.

So ist das Volk, das sich selbst lenken will. So ist es in Demokrazien, vorzüglich in großen Demokrazien. So ist es selbst in solchen, wo die beßten Gesetze und die sichersten Systeme sind.

Als in Karthago — in einer so vortreflichen Demokrazie — vermöge einer sonderbaren Veränderlichkeit der Macht, das Volk über den Senat die Oberhand bekam; war die Klugheit aus ihren Rathsversammlungen verbannt; nichts als Kabalen und Partheyen traten an ihre Stelle, und es wurden solche übereilte Maaßregeln genommen, welche erstlich diesen furchtbaren Staat schwach und verächtlich machten, und dann bald darauf seinen gänzlichen Untergang nach sich zogen, bey dem er selbst sein Daseyn verlohr.

In Demokrazien, wo die Gesetze fest sind, ist die demokratische Freyheit lächerlich und eingebildet. Jeder Demokrat muß den Gesetzen seiner vielen Demokraten huldigen, so wie wir den Gesetzen unsers einzigen Fürstens huldigen.

Und dann heißt es, wie Lukrez sagt, „Eripitur persona, manet res.“ Nur die Oberfläche, das Gesicht dieser beyden Re-

gierungsformen ist verschieden, die Sache ist die nämliche; die nämliche Freyheit, der nämliche Gehorsam. Die Larve kann man abziehen; aber die Sache bleibt doch, wie sie war, oder wie sie ist.

Oligarchie.

Eine Regierung, die einige wenige Leute — gemeiniglich unter dem Mantel der Aristokrazie — an sich gerissen haben, heißt **Oligarchie.**

Sie ist die verabscheuenswürdigste Regierungsform, die nur erdacht werden kann. Sie ist der höchste Gipfel des aristokratischen Despotism. Sie ist in aller Rücksicht Tyranney.

Ich habe schon erwähnet, daß sie gewöhnlich ein unglücklicher Abfall, eine unglückliche Krisis der Aristokrazie oder Demokrazie ist. Eigentlich aber ist die Oligarchie für die Aristokrazie das, was die Tyranney für die Demokrazie ist; ein Finis coronat opus.

Immer geschieht es — wo nicht heute, so geschieht es morgen — aber immer geschieht es, daß einige Köpfe in Republiken — in aristokratischen Republiken vorzüglich — entweder

durch

durch List oder durch Gewalt die Regierung an sich ziehen, oft auf lange an sich ziehen.

Und dieß darum, weil kein rechtmäßiger Fürst zugegen ist, weil alles König, alles Herr, alles Gesetzgeber seyn will, und weil die mehr oder weniger verwirrten Umstände es erlauben.

Ja auch in guten Aristokrazien und Demokrazien — doch gute giebt es ja nicht — in den beßten wenigstens, die bisher noch waren, giebt es immer welche, die sich eine gewisse fortdaurende Oberherrschaft anmassen wollen; die sich entweder bey ihren Würden, die sie in der Republik besitzen, mit List oder Gewalt zu erhalten trachten; oder wenn sie auch abgesetzet werden, ihres alten Ansehens halber immer einen gewissen Einfluß auf die Regierung haben wollen, der ihnen nur selten mißlingt.

So hat das Triumvirat der römischen Freyheit und Republik den Hals gebrochen; und doch den Rotten, den innerlichen Zwistigkeiten, Bestechungen, Betrügen und Eifersüchteleyen kein Ende gemacht.

In Griechenland gab es immer viele solche herrschsüchtige Köpfe. Und angrenzende, umliegende Potenzen können so eine unrechtmäßige Besitznehmung nur mit Unwillen sehen,

weß=

weßwegen sie auch der ganzen Sache hernach ein Ende machen.

In Frankreich, in einer seyn sollenden Republik, die es doch erst seit Kurzem ist; in Frankreich ist eine Oligarchie sehr nahe. Ein Pethion, ein was immer für welcher zur Nazionalversammlung Deputirter, der sich durch Intriguen und List einigemale in seiner Würde konfirmiren läßt; ein solcher glaubt wegen alter Gewohnheit fast Ansprüche aufs Regieren machen zu wollen, und ist manchmal schwer aus seinem Posten zu heben.

Als die Römer zur Beylegung innerlicher Zwistigkeiten die Benennung ihrer Tribunen, derer anfangs nur fünf, nach der Hand zehen an der Zahl waren, nöthig fanden; geschah es bald, daß ihre Macht sehr groß wurde. Sie maßten sich nach und nach die Gewalt an, fast alles zu thun, was sie nur wollten. Sie beruften das Volk zusammen, gaben Gesetze, faßten Verordnungen ab, vollstreckten sie an den Obrigkeiten selbst, und ließen so gar zuweilen die Konsuls ins Gefängniß führen. Kurz, sie wurden fürchterlich, und erregten im Staate weit größere Unruhen, als die, zu derer Stillung sie Anfangs waren gesetzet worden.

den. Daher sie auch hernach das Gift der allgemeinen Ruhe, Pestis reipublicæ genannt wurden.

Das geschieht überhaupt nicht selten, daß sich die Herren, die sich die Regierung anmaßen, selbst unter einander aufreiben. Oft aus Neid, oft aus andern Absichten. Und dabey leidet niemand, als das arme Volk. Der heiße Zank zwischen Pompejus und Cäsarn kann zum beßten Beyspiele dienen.

Für das Volk ist eine Oligarchie immer schwer; schwer, weil es mehrere Herren hat, schwer, weil vielen Herren schwer zu dienen ist; schwer, weil sich diese regierenden Herren selten unter einander vergleichen; schwer, weil ihre Familienabsichten das Volk zu sehr aussaugen; und schwer zuletzt, weil diese Afterregenten sich die Regierung ohne allen Anspruch anmaßen, weil sie die Regierung weder durch Erbfolge, noch durch Wahlstimmen an sich ziehen, sondern durch eine schleichende List, die das Volk hernach schmerzet.

Was läßt sich auch von solchen Regenten erwarten. Ein Monarch, ein Fürst, der es weiß, daß das Volk sein ist, und daß er und seine Nachfolger des Volkes Vorsteher

seyn

seyn werden; ein solcher Fürst meint es mit seinem Volke gut; er sucht das wahre Wohl desselben. Ein Afterregent niemals. Ehrgeiz und Habsucht sind seine Zwecke.

Tyranney.

Ein auf gewaltsame und ungerechte Weise erhaltenes und geführtes Regiment heißt **Tyranney**, und ein derley Oberhaupt ein **Tyrann**.

Sie ist eine Ausartung von Regierungsforme, wie die Oligarchie. Sie ist der Demokrazie gewöhnliches Ende.

Wie häßlich, wie grob die Völker von derley Herrschsüchtigen betrogen wurden; wie viel Bürgerblut sie ihnen kosteten: davon ist die ältere, und zum Theile die neuere Geschichte voll.

Es ist gewiß kein kleines Unglück für das Volk, einen Fürsten zu haben, der es bloß durch Ränke und unächte Gewalt wurde; den weder die einstimmige Liebe des Volks, noch sonst ein Recht zum Fürsten machte; der da regirt,

girt, bloß um seinem eigenen Ehrgeize genug zu thun.

Bedauernswürdig sind solche Staaten, bedauernswürdig solche Völker. Schon das Wortspiel, daß man einen unrechtmäßigen Fürsten, und einen grausamen, bösen, lasterhaften Fürsten einen **Tyrann** nennet, schon dieser Wortwechsel zeigt es, was mit den Völkern unter solchen Regierungen geschah.

Und was läßt sich auch von einem Fürsten erwarten, dessen ganze Größe in Kühnheit, in listigen Ränken, oder in einer körperlichen Stärke mit Unerschrockenheit besteht?

In keinem Lande war wohl jemals die Tyranney so gemein, als in Griechenland, und vorzüglich in Sizilien. Ihre Geschichte zeiget unzählige unrechtmäßige Besitznehmungen, und die traurigen Folgen derselben.

Wer die Kette von den traurigen Geschichten dieser Länder mit Geduld durchliest; der wird die Folgen der Tyranneyen besser einsehen, als sie sich theoretisch demonstriren lassen. In Athen wurden einst in einem einzigen Jahre gegen zwey tausend unschuldige Menschen das Opfer der Tyranney. Menschen, die ihr Blut vergossen, ohne einer schlechten That über-

wiesen, ohne nur einmal verhört worden zu seyn.

Keiner Regierungsart wird das Volk so geschwind müde, als der Tyranney. Denn wie kann wohl Ruhe in einem Staate bestehen, wo jeder herrschsüchtige Mächtigere den andern versticht, und jeder das Volk entweder mit List hintergeht, oder mit Gewalt bezwingt; wo sich jeder Privatmann, wenn er sich durch Rotten, Verrätherey und Gewaltthätigkeit zur höchsten Macht aufschwinget, seiner eigenen Sicherheit zu Liebe alle jene aufopfern muß, die nur immer Verdienst, Rang und Eifer für das allgemeine Beste haben; wo also auch der Pöbel unter dem schwersten Drange, unter dem immerwährenden Zanke um die Oberherrschaft, und unter einer unaufhörlichen Abwechslung der herrschenden Oberhäupter in das größte Elend, in die größte Ungeduld, in die größte Verzweiflung gesetzet wird.

Die schönsten, blühendsten Staaten sind durch einheimische Tyranne in die mühseligste Knechtschaft versetzet worden; in eine Knechtschaft, die sich unter dem größten monarchischen Despotism nicht einmal denken läßt —

wo nur Ein rechtmäßiger Herr zugegen ist, dessen Volk sein Volk — sein eigen Volk ist.

Und dies ist das Loos, diese Tyranney ist das Loos der meisten demokratischen und aristokratischen, der meisten republikanischen Staaten. Ein Loos, ein Schicksal, das oft noch mit dem fürchterlichsten Blutbade, mit dem Tode der edelsten Bürger, der größten Patrioten erkauft wird. Ein Loos, das jeder Demokrazie, jeder Aristokrazie täglich — wo nicht heute, doch morgen — bevorsteht. Ein Loos, wodurch — zur natürlichen Strafe — der Uebergang der eingebildeten Freyheit zur unrechtmäßigsten, niederträchtigsten Knechtschaft in einem Blutbade besteht, das einst ein Meer auf eine Strecke roth zu färben im Stande war.

Aber auch eine Obermacht mit List erhascht, thut dem Volke nicht minder wehe, als eine mit Gewalt erreichte. Denn wehe thut es, einen Menschen in Purpur zu sehen, der eben nicht mehr Ansprüche dazu hat, als ich, und jeder andere Bürger; der einst, so wie ich, Bürger war, und dessen Vater und dessen Ahnen es auch waren.

Ich war Augenzeuge derjenigen Empfindungen bey adelichen Pohlen, die sie hatten, als ihr König eine Konstituzion einführen wollte, die bloß auf uneingeschränkte Macht und auf Monarchism hinaus zielte. Und doch wäre dieß der einzige Weg gewesen, eine so unordentliche Aristokrazie glücklich zu machen, die es ohnehin noch — früher oder später — unumgänglich — und durch diese Wege werden muß.

Aber warum so viele Worte über Tyranney, da es doch ohnehin keinen Menschen geben kann, der so eine Regierung nicht verabscheuete? Dank vielmehr unserem Zeitalter, das uns von Afterfürsten auf immer befreyet zu haben scheint.

Monarchie. Ihre Vorzüge.

Monarchie heißt diejenige Regierungsforme, wo die oberste Beherrschung des Landes in der Macht eines Einzigen steht.

Ist diese Macht des einzigen Beherrschers unumschränkt, gänzlich frey und willkührlich; dann ist der Monarch souverain.

Es giebt also auch Monarchien, die durch Gesetze oder Verfassung etwas eingeschränkt sind. Und es giebt Verfassungen, vermöge derer ein Monarch nicht Despot seyn kann, weil er durch den Rath der Minister eingehalten wird.

Wahr bleibt es also, daß — wie jeder Mensch eine andere Gesichtsbildung, eine andere Denkungsart und eine andere Religion hat, also auch jeder Staat eine andere Regierungsverfassung habe; die, wenn sie auch zum allgemeinen Zwecke hinaus zielt, wenn sie sich im Allgemeinen, im Wesentlichen gleichförmig ist,

in gewissen kleinen Umständen und Modifikazionen aber doch einen Unterschied leidet.

Es sind also auch selbst die monarchischen Regierungsverfassungen so verschieden, als es die Köpfe und die Meinungen der Monarchen sind, und als es die Umstände der Länder und der Völker erheischen. Jede führt zum einzigen wahren Zwecke, zum Wohle des Volkes. Nicht jede führt gerade, sondern manchmal nur durch einen unbedeutenden, unmerkbaren Nebenweg.

Die älteste Regierungsforme, und fast die ursprüngliche, ist die monarchische.

Die Regierung der ersten Patriarchen; die Regierung Kains, Nimrods und aller ersten Tyranne und Könige war uneingeschränkt, monarchisch. Sie war willkührlich und übermüthig, so daß alles auf der Person des Oberfürsten beruhete, und alle Befehle aus seinem Munde giengen.

Um die Unterwürfigkeit ihrer Unterthanen desto größer, ihr Ansehen desto uneingeschränkter, und ihre Würde desto ehrfurchtsvoller zu machen, geschah es, daß sich die ersten Könige für Gottheiten ausgaben, göttliche Anbethung verlangten, und sich dem Anblicke ihrer Unterthanen entzogen; nicht anderst, als ob sie zu

er=

erhaben wären, um von gemeinen Augen beschauet zu werden. Welches zum Theile noch bis heute bey orientalischen Fürsten in Gewohnheit blieb.

Monarchisch war also die Regierungsform bey den ersten gesellschaftlichen Menschen, bey den ersten Völkern. Monarchisch war sie bey den Babyloniern, bey den Israeliten, bey den Amalekiten, bey den Assyriern, bey den Phrygiern, bey den Medern, bey den Szythen, bey den Mazedoniern und Persern, und bey den Lydiern — ja bey den Griechen und Karthaginensern in den erstern Zeiten, so zwar, daß jede Stadt, jeder armseliger Flecken, jedes Dorf eine kleine Tyranney war, die von einem Oberhaupte verwaltet wurde, das den Titel **König** hatte.

Die Gewalt dieser Fürsten scheint ganz unumschränkt, und die Thronfolge erblich gewesen zu seyn.

Die jüdischen Regenten, unter was immer für einem Namen, hatten eben diese unumschränkte Gewalt, diese willkührliche Macht in bürgerlichen, kriegerischen und Kirchen = Angelegenheiten.

Ihre Regierungsform, welche Moses gänzlich Gott zueignete, als ob ihr Volk durch Gott

unmittelbar beherrschet würde, hatte zwar den Namen **Theokrazie.** Alle Israeliten hielten Gott für ihren Monarchen. Aber eigentlich war Moses ihr unumschränkter Herr.

Ja nach der Hand fieng die Regierung unter Mose, Josua, den Richtern, Königen und hohen Priestern abzuwechseln an. Die Richter, welche Israel vom Josua bis auf den Saul regierten, waren zwar von den Königen an Titel, Pracht und Hoheit, und an der Unerblichkeit der Würde unterschieden, hatten aber doch die Macht, Krieg und Friede zu machen, und die Gerechtigkeit des Landes zu verwalten. Immer war also ihre Regierung willkührlich, immer unumschränkt, immer monarchisch.

Ich darf nicht erinnern, daß in spätern und in den beßten Zeiten die monarchische Regierungsform immer mehr und mehr eingeführt wurde, je mehr die Vorzüge derselben aus der Geschichte und aus der Erfahrung hervorleuchteten. Bis wir dann heute unsere mächtigsten und blühendsten Staaten erblicken, unsere grossen, unumstößlichen, unüberwindlichen Monarchien, in denen wir der größten Sicherheit, der größten Ruhe, der erwünschten bürgerlichen Zufriedenheit und Glückseligkeit geniessen.

In

In keinem Staate ist die Sicherheit grösser, in keinem die Ruhe der Bürger vollkommner, als in einer Monarchie. Aber auch kein Staat kann eine so grosse stehende Armee unterhalten, als ein monarchischer. Und in keinem Staate können die Krieger so gut, so geübt, so abgehärtet in ihren Arbeiten seyn, als in einem monarchischen; in einem Staate, wo Ordnung und Anstalt ist, wo der Krieger seines Soldes, und das Land seines Kriegers sicher ist.

Freylich zahlt der Landesfürst die Soldaten nicht aus seinem Sacke. Denn der Landesfürst hat auch keinen eigenen Beutel — zu so grossen Ausgaben wenigstens. Der Staat zahlt sie, wir zahlen sie. Aus unsern Beyträgen, aus den Abgaben des Volks werden diese Unkösten bestritten.

Und billig sind alle Beysteuern zum allgemeinen Beßten. Billig sind alle Kriegssteuern. Schicklich ist es, daß jedermann, der seinen Antheil des Schutzes genießt, auch aus seinem Vermögen einen Theil zur Unterhaltung desselben beytrage.

Ohnehin zahlen wir in monarchischen Staaten — besonders in den römisch-kaiserlichen Erblanden — keine grosse Abgaben. Die aus

der Kasse des Staates oder des Landesfürsten bezahlt sind, zahlen nur den zwanzigsten Theil. Neunzehn stecken sie in den Schubsack, und den zwanzigsten opfern sie ihrer eigenen Sicherheit, der Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums auf, welche mancher in einem republikanischen Staate weit theurer erkaufen würde, wenn es möglich wäre.

Den zwanzigsten Theil seines Einkommens also bezahlt der Besoldete, und dafür ist seine Person und sein Eigenthum geschützet. Der begüterte Adel, der behaußte Bürger zahlt verhältnißmässig noch weit weniger. Die freywilligen Abgaben sind für den Bürger von gar keiner Bedeutung. Derjenige, der liegende Kapitalien hat; derjenige, der eigentlich am meisten zahlen dürfte, zahlt nur höchstens bey kostspieligen Kriegen. Und die freyen Künstler, die Advokaten, die Aerzte und andere, die oft beträchtliche Einkünfte haben, zahlen gar nichts. — Woher also das öftere Murren gegen die Abgaben? —

O die letztern, die müßten mir zahlen, wenn ich Landesfürst wäre. Jeder soll zahlen, jeder zum öffentlichen Fonde beytragen. Freylich sind ihre Einkünfte unsicher und schwer zu

be-

bestimmen. Aber es wäre doch noch ein Mittel. Der Eid nicht. Denn Taxen, die einen Eid erfordern, sind eine Versuchung zum Meineide. Aber andere Mittel wären noch. Und billig wäre es, daß ein Arzt, ein Advokat ꝛc. der jährlich so viel und so viel Tausende Einkünfte, unbestimmte oder durch Bestallung bestimmte Einkünfte hat, auch zum Beßten des Staates verhältnißmäßig beysteuern möchte.

Deßwegen schienen mir vormals die Landtaxen in Frankreich sehr unbillig, sehr unverhältnißmäßig, und auf einem falschen Grunde errichtet gewesen zu seyn. Home sagt, die Pfaffen sind fürs Bethen, der Adel fürs Fechten bezahlt. Und jeder, der bezahlt ist, soll das seinige zum allgemeinen Fonde beytragen. Heilig sind die Worte „Gebt Gott, was Gottes ist; dem Kaiser, was des Kaisers ist; — dem Staate, was des Staates ist.“

In Republiken sind die Abgaben ohne Vergleich grösser, als in monarchischen Staaten. Die Pohlen müssen den zehnten, manchmal den fünften, die Holländer den vierten Theil ihrer Einkünfte bezahlen. Es ist keine Kleinigkeit, den vierten Groschen hinzugeben, und nur drey in die Tasche zu schieben. Bey den Egyptern

war

war die Gewohnheit, daß der fünfte Theil der Früchte des Landes der Krone zugehörte. Und dieß Gesetz dauerte durch verschiedene Jahrhunderte in seiner vollen Kraft fort.

Und doch — die armen Pohlen! — welcher Sicherheit genossen sie wohl mit sammt dem fünften Groschen, den sie zur Kriegszeit zahlen mußten? Wie gerne flüchteten sich die Reichern mit Hab und Gut in den sichern Schooß der angränzenden monarchischen Staate, wo sie um die unbeträchtlichsten Abgaben dreymal hundert tausend tapfere Krieger deckten.

Was ist also eine elende republikanische Sicherheit, so theuer erkauft, und nie erhascht? — Weg mit Republiken, weg mit schlechter eingebildeter Freyheit, weg mit aller republikanischen Unsicherheit, wo Leben und Vermögen in Schanz geschlagen werden!

So viel von den Abgaben, die nach Ebenmaß der Würde und Gewalt des Regenten; nach Ebenmaß der bürgerlichen Erfordernisse zum Beßten des Staates — vor allen — der äusserlichen und innerlichen Sicherheit des Staates halber entrichtet werden müssen, und die jeder Bürger entrichten muß.

Was die Gesetze betrifft; so mag es nur immer wahr bleiben, daß sie in monarchischen Staaten vielleicht die strengsten sind. O die Gesetze müssen streng seyn, wo Ordnung herrschen soll! Sie müssen genau befolget werden, wo das Band der Gesellschaft nicht reissen soll.

Wir werden später sehen, daß die Gesetze der bürgerlichen Freyheit keinen Einhalt thun, daß sie nur Stützen, nur Beförderer der Gesellschaft und aller Bedürfnisse des gemeinschaftlichen Lebens sind. Selbst den Enthusiasten für die dumme, lächerliche, chimärische Freyheit entschädigen die Gesetze durch Abwendung aller Arten des Unrechts, die ihm widerfahren könnten.

Wir haben nun gute Gesetze. Alle Monarchien haben gute, feste Gesetze. Betrachten wir große Staaten, die von einem einzigen Haupte regieret werden; so sehen wir einen augenscheinlichen Beweis der vorzüglichen Klugheit der Fürsten und der wahren Stärke guter Gesetze. Eine vollkommene Eintracht unter einem Volke zu erhalten, was aus so vielerley Nazionen besteht, die an Sprache, Sitten, Denkungsart und andern Dingen manchmal so verschieden sind; selbst dann oft zu erhalten, wenn an Geld, an Lebensmitteln, an andern Dingen

Mangel oder Abgang ist, erfodert keine kleine Einsicht, keine schlechten, keine mittelmäßigen Gesetze.

Aendert der Fürst die Gesetze; so ist es ein Zeichen, daß ihn die Umstände zwingen. Fast kein Gesetz kann für alle Zeiten, für alle Umstände passend seyn. Indessen macht — wie **Sonnenfels** sagt — das Wandelbare und Muthmaßliche in der Staatswissenschaft, was bloß von den vielen Umständen und Vorfällen abhängt, die Grundsätze derselben nichts weniger als unzuverläßig, unbestimmt, oder wandelbar, das System nichts weniger als unvollkommen.

Vielleicht ist die Unveränderlichkeit und die seltene Modifikazion der Gesetze der republikanischen Verfassung so nachtheilig. Auch unveränderliche, alte Gesetze bringen Nachtheil, weil sie entweder vergessen, oder — als alte Gesetze schlecht gehalten werden.

Daher stehen alle Republiken mit den besten Gesetzen auf seichten Stützen. Die blühendsten Republiken mit den festesten Gesetzen sind gesunken, auf immer gesunken. So gieng es den Römern. So gieng es den Griechen mit Lykurgs Gesetzen. Aristoteles rühmt die Vorzü-

ge der Gesetze in der Republik zu Karthago. Und doch ist diese Republik, und doch ist Karthago lange dahin.

In dieser Rücksicht können sich nur monarchische Staaten auf den Beinen halten. Nur monarchische Staaten stehen, und werden stehen. Nur monarchische Staaten blühen. Nur die monarchischen Gesetze knüpfen die Gesellschaft unauflöslich. Wer die russischen und österreichischen Staaten unpartheyisch betrachtet, dem müssen sie Ehrfurcht vor dem Monarchisme einflössen.

Der Römer äusserliche Größe, und ihr einheimischer ruhiger und heiterer Zustand wuchs erst damals, als August Herr war, als die Beherrscher Roms Monarchen wurden. In unsern Zeiten wurde erst Schweden ein blühendes Land, als Gustav der Dritte die unumschränkte Oberherrschaft erhielt. Oesterreich, Rußland und Preussen sind nur deßwegen groß, weil sie von unumschränkten Fürsten beherrschet werden.

Soll aber endlich auch in Republiken Ordnung, Ruhe und Sicherheit zu Hause seyn; so müssen die Republikaner strenge, häufige, nach den vielen und vielen Umständen abgeänderte und modifizirte Gesetze geben, und über ihre ernste Befolgung wachen.

Unter Josephs Regierung hörte ich die Pohlen immer auf die ofte Veränderung und auf die stete Abwechslung der Gesetze schimpfen. Unerfahrne Gänse wußten es nicht, daß die Umstände diese Veränderung so oft heischen; daß — so lange als Zeiten und Bürger nicht unveränderlich sind — wenig feste Gesetze zu erhalten sind; und daß zuletzt auch Monarchen ex juvantibus & nocentibus manchmal ihre Anzeige machen müßen — besonders bey den kritischen Umständen unter Josephs Regierung.

Um so lächerlicher war dieser Schimpf der pohlnischen Aristokraten, als bey ihnen jeder zum Landtage bestellte Bursch oder Halbmann — denn von den wahrhaft bescheidenen und gelehrten Männern mischt sich keiner in so ein intriguantes Regierungsgeschäft — hunderterley neue Projekten und Gesetze herbeutelt; und als bey ihren nach der Hand entstandenen Kreisämtern — unter einem andern Namen — täglich neue Zirkularen und Universalen erschienen, die nur eine Nachäffung der in nahe gelegenen Monarchien festgestellten Gesetze waren.

Ueberdieß sind unsere monarchischen Gesetze milde und gnädig. Unsere heutigen monarchischen

schen Gesetze sind weit gelinder, als die alten — besonders die republikanischen Gesetze.

Wie würden wir fluchen über des Romulus Gesetze, daß die Väter unumschränkte Gewalt über das Leben und Vermögen ihrer Kinder haben sollen! Wie würden wir heut zu Tage gegen ein Gesetz fluchen, wie die lex aquilia der Römer war!

Lesen wir einen Meursius von den attischen Gesetzen; lesen wir einen Kurzius, oder lesen wir die Judengesetze bey Moses. Wie strenge waren die alten Gesetze, wie viel strenger, als unsere heutigen!

Wie würde uns zu Muthe seyn, wenn jeder Meineid, jede falsche Anklage, jedes falsche Instrument mit dem Tode; wenn jeder Ehebruch mit tausend Schlägen und dem Verluste der Nase an der Frau bestraft würde, wie bey den Aegyptern; oder gar mit dem Tode nach den mosaischen und nach den ersten römischen Gesetzen! Ich wiederhole es: strenge waren die alten Gesetze: weit strenger, als unsere heutigen.

Vielleicht sind unsere heutigen Fürsten nur gar zu lau. Vielleicht haben sie mehr Güte, als sie durften. Vielleicht haben sie uns mit Güte, mit lauen Gesetzen, mit Nachsicht, wenn wir

diese Gesetze nicht befolgten, verdorben. Ihre edle Absicht und ihr gutes Herz, ihre Bemühungen zu unserer Aufklärung, haben wir übel verwendet.

O wäre doch noch ein einziges Gesetz! Wäre doch nur Ein Gesetz noch! Möchte doch ein gütiger und weiser Fürst auf den Gedanken verfallen, dieses Gesetz zu geben — ein Gesetz gegen den Müssiggang.

Bei den Griechen war es. Sie bestraften den Müssiggang.

Alles Unheil haben wir dem Müssiggange zu danken. Müssiggang ist aller Laster Anfang. Alle Unordnung, alle Unruhe, alles, alles Uebel kömmt von Müssiggängern.

Möchte doch ein strenges, ein drohendes Gesetz gegen den Müssiggang gegeben werden! Kein Tagdieb möchte mehr in Bier- oder Kaffehäusern Monarchien zerwerfen, und Anarchien und Republiken stiften. Kein Schwärmer, kein politischer Freydenker, kein alberner Raisoneur, kein Jakobiner würde mehr auf dumme Egalite, auf universelle Demograzien denken; kein Cagliostro mehr auferstehen; kein spitzbübischer Ratze würde mehr an dem größten Schatze unschuldi-

ger

ger Bürger nagen — an der monarchischen Ruhe und Sicherheit.

Wäre jeder beschäftiget, jeder Müssiggänger gestraft; so würden die Erholungsstunden weit nützlicher angewendet werden; sie würden gewürzter schmecken, als auf solche Albernheiten verfallen zu können. Die Franzosen wären nie so tief gesunken, als sie es sind, wenn sie nicht Müssiggänger wären.

Doch wo ist die Aussicht zu solchen Gesetzen, wenn es vom Staate bezahlte Müssiggänger giebt; und wenn der Adel, der träge, faule Adel sich täglich wie Kaninnchen vermehrt. Keine — keine Aussicht zu einem solchen Gesetze, bis nicht eine allgemeine Beschäftigung projektirt ist, die jeden Bürger thätig, jeden zum allgemeinen Wohl auf hunderterley Arten beytragend, jeden von langer Weile und eckelhafter Muße abweichen machet.

Und giebt es dann Leute, die nichts thun können, nichts thun wollen, die nur den Gesetzen entgegen zu handeln wünschen; so soll man es dahin bringen, daß sie wenigstens mit Nichtsthun gute Bürger werden; mit Schweigen, mit Ruhigseyn Gutes stiften, und fremde Ruhe nicht stören.

O den Adel beschäftigen — da wäre aller aufgeblasener Stolz, aller Hang zur Eigenmacht, alle Mordgierde und Tyrannensucht, alle Aristokratenpest geheilt und gehoben! O den Pöbel beschäftigen — so wäre allen Zwistigkeiten, allen Spaltungen, allen bürgerlichen Kriegen, und der ganzen demokratischen Epidemie gesteuert.

So geht es aber. In Monarchien haben wir der Gesetze verhältnißmässig wenig; und die monarchische Verfassung wird gehaßt. In den Republiken haben wir der Gesetze — der unnützen Gesetze zu viel, und Republiken sind beliebt. Ein wunderliches Thier ist der Mensch — der gesunkene Mensch.

Doch nicht alle Menschen wollen es. Manche müssen es nur — des Schwalls halber. Als die Mazedonier römisch, als also ihre monarchische Staatsverfassung in eine republikanische verändert wurde, und ihnen die Römer sehr viele neue Gesetze auflegten, ja ihnen drohten, ihrer noch mehr hinzuzusetzen; waren sie sehr befremdet. — Doch Republiken wollen mit der Menge der Gesetze leisten, was Monarchien mit der Strenge, mit dem Tone, mit dem Rigor der Gesetze — wenigerer Gesetze bewerkstelligen.

Ich bin nicht kündig genug, alle überflüssigen Gesetze in verschiedenen republikanischen Staaten anführen zu können. Die pohlnischen kenne ich zum Theile. Wie viele lächerliche Gesetze giebt es da! Das Neminem captivum teneas, nisi jure victum — welches nicht einmal beobachtet wird, sondern nur zu Verdrehungen taugt — und das Gesetz de incontinentia, Kraft dessen jeder Herr für die Schuld seiner Diener, jeder Grundherr für die Sünden seiner Unterthanen büßen muß; diese einzigen Gesetze sind zum Beyspiele hinreichend.

Es bleibt also ausgemacht, daß es in keinem Staate so trefliche, so passende, so feste Gesetze gebe, als in einem monarchischen. In einem Staate, wo nur Ein Willen, nur Ein Herr ist; in einem Staate — daß ich mich mit den Worten der großen Katharine ausdrücke — wo nur Ein Chef ist, der nur Einen Willen hat, weil er nur Ein Verlangen hat — ein Verlangen nach dem allgemeinen Beßten, in welchem sein ganzer Ruhm, sein ganzer Stolz, sein ganzes Glück besteht; in einem Staate, wo die Bürger gleichsam das Eigenthum des Fürsten sind, wo ihr Wohl das seinige, und sein Wohl das ihrige ist; in einem Staate, wo kein Wider-

derspruch, kein blendender Betrug, sondern bloß die Entscheidung eines erfahrnen, in allen Staatskenntnissen geübten, und in ihre ganze Heimlichkeiten eingeweihten Mannes herrschet; in einem Staate, wo die Macht, die Regierung vom Vater auf Sohn, von Hand in Hand, von Kopf in Kopf, von Herz in Herz gehet.

Wohl solchen Staaten! Heil ihnen und ihren Fürsten! Solche Bürger sind glücklich, sicher, ruhig, mühsam wie die Biene unter der Leitung ihrer Königinn. Alles frommt ihnen. Ihr ganzes Land ist wohl. So bald der Kopf weg ist, ist die ganze Gesellschaft weg; so wie die Bienen verrauchen, wenn ihre Königinn dahin ist.

Wehe dem Volke, das eine monarchische Regierung schändet! Wehe demjenigen, das nur heimlich in seinem Herzen die kleinste Aenderung darinnen wünschet! Jede Aenderung einer Regierungsforme, die mit dem ehrwürdigen Siegel des Alterthums gesiegelt ist, ist allzeit gefahrvoll, und immer Unglück, immer Ruin.

Geben wir auch zu, daß ein Monarch ein Bösewicht, ein Unmensch ist — doch wie wenige sind es; — geben wir aber wirklich zu, daß ers schlecht mit seinem Volke meint, daß er

es schindet, quälet, tyrannisirt — doch welcher wird es thun? das hieße, in sein eigenes Fleisch gestochen — geben wir es aber doch über alles dieses zu, daß es Monarchen giebt oder geben könne, die Bösewichter sind — denn Kaligula, Nero, Tiberius und Ludwig der Eilfte in Frankreich waren es — so kann doch die Pein des Volkes nicht länger dauern, als ein Leben des Monarchen, als höchstens ein Leben zweener, dreyer Monarchen — wenn es doch wahr ist, daß bey Nero's Leichenbegängnisse ein altes Weibchen um ihn weinte, in der Furcht, einen noch ärgern Regenten zu erleben, da unter den beyden, die sie erlebte, einer schlimmer als der andere war.

Doch unsere Zeiten und unsere Erdstriche sind frey von solchen Tygern. Die aristokratischen Erdstriche sind es nicht. Dort ist der Unmenschlichkeit kein Ende, wenn sie einreißt. Dort spannt die immerwährende Bosheit den Bogen der Geduld des Pöbels, daß er endlich — brechen muß.

Und welche Genugthuung in monarchischen Staaten ist schon diese, nur Einen — einen einzigen Herrn zu haben. Wie kann dann jenem Menschen zu Muthe seyn, der sich unter

dem Joche und der Bothmäßigkeit einer oft unzahlbaren Menge von Oberhäuptern befindet, wo der eine hin, der andere her zieht; der eine dieß, der andere das will; und wo es selten ist, daß es selbst unter den Herren zu einer Einstimmigkeit kömmt. Nur zween Herren zu dienen ist es immer unmöglich.

Wahr ist es, man findet in Monarchien unglückliche, elende, arme Menschen. — In Republiken auch. Und noch elendere. — Und überall in der Welt, so lange als die Welt — Welt ist; so lange als die bürgerliche Glückseligkeit nur einzeln seyn kann; und so lange als es unmöglich ist, daß sie ganz allgemein werde.

Arme muß es geben in jedem Staate. Nur vom Mehr oder Weniger kann ein Unterschied seyn. Wen das Loos trifft, der muß damit zufrieden seyn. Die Ungleichheit der Glücksumstände ist der Menschen Geschicke. Kein Monarch, keine Regierungsverfassung kann diesem abhelfen.

Ich bin auch arm. Wenigstens reich bin ich nicht. Aber ich murre nicht. Denn glücklich bin ich deßwegen doch unter der Regierung meines Monarchen. Und wär' ich auch arm

und

und unglücklich zugleich; so würde ich doch nicht murren. Denn weder der Monarch, noch der Staat ist an meinem Unglücke Schuld. So bald es Arme, Unglückliche geben **muß**; so kann ja das Loos auch mich treffen.

Freylich schmerzt es mich, wenn ich andere im Ueberflusse sehe, die vielleicht den zehnten Theil dessen nicht wissen und verstehen, was ich weis und verstehe, und doch dabey mit allen Bequemlichkeiten leben, da ich mich indessen oft nur um die nothwendigsten Bedürfnisse kümmern muß. Freylich schmerzt es mich, wenn ich manchen Andern von vier Rädern tragen und von acht Füssen schleppen sehe, und ich indessen bis an die Waden im Kothe ihm noch den Hut rücken muß, da ich doch im Kopfe zehnmal und im Herzen hundertmal mehr habe, wie er; da ich doch in einem Tage mehr arbeite und nütze, mehr leiste, als er vielleicht im ganzen Monate. Aber für das kann der Monarch nicht. Auch die monarchische Einrichtung kann nicht dafür.

Eine solche Verfassung, die alle Menschen ohne Unterschied glücklich machen könnte, ist physisch unmöglich. Ja wir würden das Glück, den wahren Werth des Glückes nicht kennen, nicht einsehen, und nicht fühlen, wenn nicht

dieser Unterschied, dieser Abstand wäre. Und den Hals werde ich mir doch nicht abschneiden, wenn das Loos eben mich traff, da es unumgänglich einen treffen mußte.

Aber ach wie wohl ist mir wieder, wenn ich manchen Mann, der in Rücksicht meiner in Duplo und Triplo Herz und Verstand hat — wie wohl ist mir dann wieder, wenn ich sehe, daß ich gegen ihn in meinen häuslichen Umständen noch ein kleiner König bin! Also thut es auch mir wohl, wenn mir das Geschicke günstiger ist, als ich es verdiene. Also bin ich doch noch glücklicher, als andere. Denn wer der Aermste, der Unglücklichste im Staate ist, ist wohl schwer zu bestimmen. Mancher dünkt sich es, und vielleicht keiner ist es in superlativo.

Sich ohne Murren mit Gelassenheit unterwerfen, ist die wahre Zufriedenheit, ist Balsam in jedem Unglücke. Gelassenheit, Tugend — lachet nur ihr Spötter — Tugend und Gelassenheit machen glücklich. Und wo kein Kampf ist, kann keine Tugend seyn. Ein Mensch, der niemals auf eine Versuchung getroffen hat, kann sich auf seine Tugend wenig verlassen.

Und sollte ich zuletzt ein Opfer des Wohls und des Glückes meiner Mitbürger seyn — wie glücklich wäre ich — tausend und tausendmal glücklich! Sollte ich ein Opfer der Gesetze und des nöthigen bürgerlichen Zwanges seyn, glücklich wäre ich. Anderer Güter, Anderer Eigenthum, Anderer Person und Leben werden geschützet seyn, und ich bin ein kleines, ein einziges Werkzeug dazu. Die Gesellschaft Anderer wird so fest, so sicher, als ob die Bürger durch unübersteigliche Mauern abgesöndert wären, und ich bin — ein Ziegelstein, der zu dieser Feste, zu dieser Sicherheit beyträgt. — Jeder ehrliche Bürger, der einen Begriff von Gesellschaft und Staat hat, wird dieses wünschen.

Heilig sind die Gesetze; heilig für den Staat, heilig für jeden Bürger. Vor allen aber sind die monarchischen Gesetze heilig; die Gesetze von einem eifrigen, gutmeinenden, alliebenden und allgeliebten Landesvater, von einem einzigen Oberhaupte.

Diese Gesetze befolgen, ihrer ein Opfer seyn wollen, wenn es der Fall erfodert; diese Gesetze genau beobachten, und von Andern mit Freude beobachtet sehen; in diesem besteht die wahre Liebe zum Vaterlande. Das heißt wahrer

Pa=

Patriotismus und Vaterlandsliebe; nicht die Lust, in seiner Vaterstadt hinterm Ofen sitzen zu wollen; oder der Schmerz, an entlegenen Orten an sein Heimath zurück zu lechzen. Die Begriffe von Vaterlandsliebe sind noch sehr schief.

Ich dächte, jeder Mensch soll so eine gewisse Wonne empfinden, wenn er die Gesetze so genau befolget, als er den Landesvater liebt. Es ist ja keine kleine Zufriedenstellung, wenn man sich innerlich bewußt ist, daß man ein ehrlicher Staatsbürger ist. Und unter keinem Zepter ist diese Wonne süsser, als unter dem monarchischen. Auch läßt sich bey keiner Verfassung Erkenntlichkeit und Lohnung des Verdienstes hoffen, als bey der monarchischen.

Wer Ruhe und Sicherheit liebt, wem sein Leben und sein Vermögen lieb ist, wer als Bürger süß und glücklich dahin leben will, der rufe mit mir, es leben die Monarchien! Noch keine Monarchie hat einen Bürger getäuscht. Und es war wohl kein Orakel je unter den Alten klüger, als jenes der Phrygier, das zur Beylegung aller aristokratischen und demokratischen Zwistigkeiten einen König zu wählen anrieth, der diesen Zwistigkeiten auf immer ein Ende machte.

Monar=

Monarchen sind zwar auch Menschen. Sie können fehlen, und nichts gewissers, als daß sie manchmal fehlen. Aber zehn Aristokraten, und hundert Demokraten fehlen gewiß öfter, als ein einziger Monarch.

Und habe ich zuletzt auch wirklich Leidenschaften zu befürchten; so sinds ja nur die Leidenschaften und die Laune eines einzigen Menschen, nicht einer ungeheuren Menge, nicht einer Menge, die eben nichts mehr ist, als ich bin, und nur eine Afterherrschaft ist.

Selten verfallen Fürsten auf Ausschweifungen, wenn sie nicht vom Volke dazu gereitzt werden; wenn sie nicht unter denen, die ihrer Person nahe sind, Beförderer eines unordentlichen Lebens, und geschickte Unterhändler ihrer Leidenschaften finden.

Sind aber Fürsten böse, und sind sie grausam; so haben sie auch dafür ihre natürlichen Strafen, denen sie nicht entgehen. Die Gewissensbisse eines Monarchen sind heftiger, als jene eines Privatmannes. Es ist eine große Verantwortung, ein Volk schlecht regieren oder unglücklich machen, und die natürliche Strafe ist so einem Verbrechen gewiß angemessen.

Alphonsus, König von Neapel, war ein grausamer, ein tyrannischer Fürst. Beym Anmarsche Karls des achten von Frankreich verließ er aus blosser Angst sein ganzes Königreich, und verbarg sich vor Gott und vor Menschen.

Schlechte Fürsten strafen sich immer selbst, oder die Natur straft sie. Denn der Vorwurf ist nicht klein für große schlechte Thaten; und auch das kleinste Verbrechen entgehet der Strafe der Natur nicht. Jeder Missethäter wird von Gewissensbissen gemartert. Er selbst verlangt gestraft zu werden. Und dieß Verlangen ist so heftig, daß er manchmal selbst sein eigener Henker wird.

Also auch Monarchen werden wegen geringen bösen Handlungen in ihrem eigenen Gewissen gefoltert, mehr als Privatleute, sagte ich.

Franz, Herzog von Bretagne, der sich durch Höflinge bewegen ließ, seinen Bruder aus ungegründetem Verdachte umbringen zu lassen, starb in vierzig Tagen ohne Krankheit, in einer fürchterlichen Todesangst.

Doch wie oft wird ein Fürst zufälligerweise in eine Verfassung gesetzet, daß er manchem Privatmanne nothwendig Schaden thun muß. In solchen Fällen ist der Fürst zu entschuldigen. Solche Fälle können selbst Privatleute treffen.

Kai=

Kaiser Joseph, nach dem Tode seiner freygebigen Mutter, wurde in manche Verfassung gesetzet, etwas zu thun, was er als Mensch nicht würde gethan haben, und was er als Fürst unumgänglich thun mußte. Viele murrten, weil Viele litten. Kaiser Joseph litt selbst, litt als Fürst, litt seines Volkes wegen, und murrte nicht. Wie auffallend war seine fürstliche Einschränkung! Wer von uns Privatleuten hätte sie verhältnißweise nachgemacht?

Manche pensionirte Kammerdamen, und manche halsstörrige Nonnen litten zwar bey Josephs Systemen, und schienen sich in ihren Augen die unglücklichsten Staatsgeschöpfe zu seyn. Aber dem Ganzen kam das System herrlich zu statten.

O, Joseph war ein göttlicher Fürst! Unsterblich in aller Rücksicht. Als ich Josephs Tod in meinem entlegenen öden Dorfsaufenthalte erfuhr, weinte ich wie ein Kind. Aber über so einen Fürsten läßt sich weinen.

Kaiser Joseph that mir niemals eine Gnade, so wie ich überhaupt zur Fürstengunst nicht gebohren zu seyn scheine. Vielmehr war ich unter seiner Regierung oft ein Opfer allgemeiner Gesetze, die einzelne Bürger hart treffen, und hart treffen müßen. Aber doch, als ich seinen

Tod erfuhr, hätte ich ihn mit meinen Nägeln aus der dicksten Erddecke hervorgekrazt, wenn es zu seinem Leben geholfen hätte. Ich bin kein Soldat. Aber mein Leben — o das wäre zu wenig gewesen, wenn ich ihn vom Tode hätte auferstehen machen können.

Weil aber alles Grämen umsonst ist, so kann ich nichts, als seine heilige Asche anbethen, nichts als eine stille Thräne weinen, so oft ich Josephs Namen höre, so oft ich Kaiser Josephs Thaten sehe. Und nur dieß kann mich trösten, daß Josephs Liebling, Josephs Zögling, Josephs — ganzes Ebenbild, daß Franz unser Fürst und unser Kaiser ist.

Doch hier keine Lobrede auf Kaiser Josephen. Nur so viel. Kaiser Joseph hat es erfahren; beym Antritte einer kritischen Regierung, und beym Drange des Jahrhunderts erfahren, daß Fürsten oft zufälligerweise in eine Verfassung versetzet werden, wo sie — dem Systeme des Ganzen zu Liebe — manchen Privatleuten nothwendig Schaden thun müßen. Das dumme Volk mißkannte ihn dann, und vielleicht wurde er weniger geschätzt, als ers verdiente.

Dieß ist die traurige Lage, die vielen Fürsten zu Theil wird; eine Lage, die oft bey den

groß=

großmüthigsten Handlungen und bey den größten Thaten dem Fürsten das Volk abwendig machet. Aber diese Irrungen geschehen von Seite des Volkes aus Unwissenheit, aus Mangel an derley Unterricht.

Niemand will ein unglücklicher Staatsbürger seyn. Kein einzelner Bürger will ein Opfer fürs allgemeine Wohl seyn; da es doch der Soldat für tägliche fünf Kreuzer ist. O die Soldaten mit ihrem mittelmässigen Solde beschämen alle übrigen gut und übermässig besoldeten Staatsdiener!

So geht es auch mit dem Unrechte in Staaten; mit dem Unrechte bey Gerechtsamen hauptsächlich. Keine Parthey ist mit dem Spruche einer Stelle zufrieden, und die eine muß doch immer verlieren, wenn die andere gewinnt.

Das wenigste Unrecht wird doch immer in morarchischen Staaten gelitten. Da hat das Volk am wenigsten Ursache, darüber zu murren. Gehen allenfalls Kleinigkeiten, Partheylichkeiten mit unter; so hat der Landesfürst keine Schuld. Die Stelle auch nicht. Die ungeheure Menge der zu schlichtenden Prozesse macht eine gänzliche Genauigkeit fast unmöglich.

Trifft sich jemand, der mit diesen Einrichtungen nicht zufrieden ist, der dagegen Einwendungen zu machen hat, dem es, wie ich oft hören mußte, nicht anständig ist, daß ein einziger glaubwürdiger Mann, ein Referent untersuchen, die Sache entfalten, und der Stelle mit der guten und bösen Seite zum Spruche vorlegen soll; so mag er ein anders Projekt, einen bessern Entwurf machen. Welcher Landesfürst würde ihn nicht mit Gefühle und Danke annehmen, wenn ers werth ist? Welcher Landesfürst wird nicht nach Möglichkeit Allem zu steuern wünschen, was nur immer eine Quelle des Mißvergnügens unter seinem Volke seyn kann?

Wer aber mit den Rechtssprüchen in monarchischen Staaten nicht zufrieden ist, der mag es erfahren, in einem demokratischen oder aristokratischen Staate einen Prozeß, oder was immer für eine billige Forderung zu haben: und er wird den Unterschied der Einrichtungen schon finden. Diese sind die Staaten, von denen man sagen kann: man weiß nicht, wer Koch oder Kellner ist.

Möchte man doch eine Sammlung von Bescheiden und Rechtssprüchen auf pohlnischen Tribunalen machen, besonders in Kriminalprozessen. Das wäre ein Beytrag zur Welt- Länder- Regie-

gierungs- und Menschenkenntniß. Auch bey den Herren Venezianern dürfte man sammeln gehen, und in mancher andern Republik.

In Monarchien geschehen doch Ungerechtigkeiten und Verdrehungen selten und äusserst heimlich. Jeder Referent fürchtet den Präsidenten, jeder Präsident die Stelle, jede Stelle den Monarchen; und bey dieser Kette hat also ein Glied das andere zu fürchten.

Monarchien haben aber noch viele andere Vorzüge. — Ein Monarch kann wohlthätig seyn. Keine andere Regierung kann es. Ein Monarch sorgt für die Armen. Keine andere Regierung thut es. Ein Monarch lohnt Verdienste, Wissenschaften, Industrie. Keine andere Regierung will es. Ein Monarch denkt an Wittwen, Waisen, Kranke ꝛc. Dieß geschieht selten und elend unter andern Regierungsverfassungen.

Ein Monarch kann selbst Soldat und Held seyn. Wo kann das in Demokrazien oder Aristokrazien seyn? Was ist ein gedungener Soldat werth, der nicht unter dem Auge seines Fürsten steht? Ein Monarch macht gute Krieger, er übt sie. Wäre Ludwig Soldat gewesen, die übermüthigen, ausgerasteten, müssigen Franzosen hätten es so weit nicht gebracht.

Eine große Sache ist es, Monarch zu seyn. Nicht jeder wollte es seyn. Regieren ist schwer, und ist bitter.

Lohnen wir also unsere Fürsten mit Dank, mit Ergebenheit, mit Liebe, mit Ehrfurcht. Mit was können sonst Völker lohnen — große Thaten — große Menschen lohnen?

Jede kleine Familie hat ja ihren Hausmonarchen. Sie liebt ihn, sie gehorcht ihm; er ist ihr Orakel. O so wollen auch Völker Monarchen haben! Große Völker — große Monarchen. Sie wollen ihn lieben, sie wollen ihm gehorchen. Sie müssen ihm gehorchen, wenn sie glücklich seyn wollen. Sie nehmen sich ein Beyspiel an der Auflösung des französischen Volkes. Wenn diese unter einer aufgeklärten Nazion so fürchterlich wurde; was würde sie unter rohern Völkern?

Nein. So weit sinkt das deutsche Volk nicht. Es ist zu gesetzt. Auch unsere Mitgenossen sinken nicht. Sie haben es ja mit uns erfahren, was Ruhe, Sicherheit im Staate, was bürgerliche Glückseligkeit ist.

Ein darmstädtischer Gelehrter wirft uns Deutschen ohnehin vor, daß wir Dependenten und Anhänger der Fürsten seit Tazitus Zeiten sind,

und daß wir für sie das thun, was Andere für Freyheit und Eigenthum thun. O dummer Gelehrter! Ja, wir thun es, wir haben es gethan, und wir werden es forthin thun. Die Glückseligkeit ist unsere Freyheit; und die Ordnung, die Ruhe, die Sicherheit unsers Lebens und unsers Vermögens ist unsere Glückseligkeit.

Bleiben wir also mit diesem Schandflecke nur immer Deutsche; immer redliche, bidere Deutsche! Bleiben wir unsern Fürsten nur immer so ergeben, wie es unsere Vorfahrer waren.

Wir wollen einen König, einen Monarchen, einen Alleinherrscher. Nur mit diesem können wir ruhig, zufrieden, glücklich und gesellschaftlich leben. Und das wünschen wir; das wünschen wir Alle.

Es lebe unser Kaiser, unser König, unser Fürst, unser Herr! Es lebe Franz! Es lebe seine Macht, und es leben seine Gesetze! In seinen großen Staaten sind die Einwohner an der Spitze der Gränze so ruhig, so glücklich, als jene im Mittelpunkte. Es lebe Katharine! In ihren ungeheuren Staaten sind es die Völker auch. Es lebe Friedrich Wilhelm! Er ist ein Fürst über ein deutsches Volk; über einen edlen, rechtschaffenen Zweig von deutschem Saamen. Es leben

alle Monarchen, alle selbstherrschende Fürsten, unter derer Zepter Völker so glücklich sind, wie wirs sind!

Worte eines Enthusiasten; Worte aus dem Herzen; aber ohne alle Absicht.

Von

Von der Thronfolge.

Die Fürsten kommen durch die **Wahl**, oder durch die **Erbfolge** zur Regierung. Es giebt also **Wahl- und Erbreiche**.

Für die willkührliche Wahl der Fürsten waren immer sehr viele Menschen eingenommen. Es scheint gleichsam immer eine gewisse angenehme, und der Freyheit — dem Steckenpferde der Völker — ganz entsprechende Genugthuung gewesen zu seyn, sich aus seinem Mittel nach Willkühr einen Fürsten wählen zu können. Einen Fürsten, der also allgemein geliebt, allgemein geschätzt war; der in Rücksicht der Weisheit und Tugend von andern Menschen sich auszeichnete; einen Fürsten, der bloß nach des Volkes Belieben, nach dem Uebergewichte der Stimmen gewählet wurde.

Aber die Erfahrung, die beßte Meisterinn, hat ein Bessers gelehrt; ein Bessers, als sich das

Volk bey einer Pfeife Tobak, oder die Noblesse bey einem Kaffeetischgen hervernünftelt.

Die Ränke bey den Wahlen, die Unbestimmtheit des Volkes oder des Adels, die Uneinigkeit, die Verwirrung — mit einem Worte, die zwischenherrschende Anarchie nach dem Tode des rechtmässigen Fürsten, haben die Nothwendigkeit der erblichen Kronen erwiesen, und haben zu den Erbreichen den Grundstein gelegt; so zwar, daß zu unsern heutigen Zeiten — Pohlen ausgenommen — kein Oberhaupt mit dem Titel eines Fürsten oder Königs belegt wird, dessen Krone nicht erblich ist.

Eine Aristokrazie, eine Republik — England — hat mit dem guten Beyspiele vorgeleuchtet, und hat die Thronfolge in seinen Reichen erblich gemacht. Eine Einrichtung, der das Land seine blühende Größe zu danken hat. In Pohlen im Gegentheile waren die Königswahlen der Grundstein zu allen Verwirrungen und zu allem Unheile.

Eines der größten Nachtheile in Wahlreichen waren die Interregna, die Zwischenregierungen in jenem Zeitfriste zwischen dem Tode des alten Fürsten, und der Wahl eines neuen; derer sich verschiedene Stände, verschiedene Häupter

anmaß-

anmaßten, wo dann gemeiniglich Unruhe und Uebermuth die Oberhand nahmen. Die römischen Interregna können zum hinlänglichen Beweise dienen.

Die pohlnischen Interregna sind eben so grausame Wächselbälge, die nur eine schlechte Regierungsform, und die häßlichste Zwietracht gebähren konnte.

Zur Zeit dieser Zwischenfrist wird kein Prozeß im ganzen Lande geschlichtet. Einer kann den andern ermorden, oder alles erdenkliche Unrecht thun, ohne nur belangt werden zu können. Der Stärkere frißt den Schwächern. Kurz, alles geht — wie es bey Pfaffenregimentern nicht besser gehen kann; denn der Primas von der Geistlichkeit ist der Interimskönig, mit allen nur möglichst beschnittenen Rechten.

Jeder Edelmann, der nur ein Oberkleid von Tuch, und ein umgegürtetes Käsemesser hat, macht seinen Anspruch auf den Thron. Jeder rauft sich, jeder intriguirt, jeder kabalirt; denn jeder bildet sich ein, schon in den Kindeswindeln ein König zu seyn.

Was die kleinen Edelleute en Miniature thun, das thun die größern in duplo, in triplo, in dekuplo; bis dann großmüthige Seitenpoten-

zen sich in die Sache legen, und mit fester Macht dem Lande einen König geben, wie ihn den Pohlen Rußland und Schweden zu wiederholtenmalen gaben; einen König, den sie am würdigsten, oder am tauglichsten fanden, und der — wie mancher Dominikanerprior oder Provinzial — schon lange vor dem Veni creator bestimmet, und schon lange vor dem in Pohlen gewöhnlichen Krippelspiele unter der Bauerschoppen in petto erwählt war.

Und dieß ist noch ein Glück für die uneinige Nazion, die sich sonst zu todt gerauft, oder zu todt prätendirt hätte.

Konnte es auch jemals bey einer Königswahl, bey einem so wichtigen, so reizenden Dinge anders zugehen? Vielleicht würde es selbst unter einem gesittetern Volke bey derley Gelegenheiten nicht besser aussehen.

Das Volk bekam also oft einen König, der nicht wußte, wie er seinen königlichen Kopf tragen, seine königliche Hand stecken, sein Völklein ansehen und lenken, und seine Familie — mit großem Nachtheile des ganzen Landes — genug bereichern und promoviren konnte. Einen König, der zwar — wenns Stich hält — wie Numa Pompilius ausgerufen war, der aber eben so

schaaf=

schaafhirtisch regierte, als diejenigen Schaafhirten, die vom Hirten zum römischen Papste vorrückten, und die Hirtenkappe mit der Diare — aus Eingebung des heiligen Geistes, oder aus politischen Konklavekniffen nolens volens vertauschen mußten.

Auch wie unzufrieden manchmal das Volk selbst mit seiner eigenen Wahl, und mit seinem eigen gewählten Könige war, kann man an den Römern sehen, die ihre erstgewählten Könige einen um den andern aus der Welt schuffen.

Nun sind diese Zeiten vorüber. Die Wahlreiche mit allen ihren Ränken, mit allen ihren nachtheiligen Anhängseln sind eingeschmolzen, und die Erbreiche haben feste Wurzel geschlagen, weil sie auf gutem, festem Grunde stehen.

Der Vater giebt seinem Sohne die Krone. Mit ihr giebt er ihm Volksliebe, Volkskenntniß, und Herrschkunst. Der Vater giebt die Krone seinem Sohne, oder die Thronfolge ist nach den festen, unumstößlichen Gesetzen jeder Erbfolge bestimmet, die aller Verwirrung und aller Unruhe steuern.

So sind dann auch Völker getröstet, die, indem sie den Verlust eines Fürsten beweinen, der sie einst gut beherrschte, nun an dem Erbprin-

zen, den sie an des Vaters Seite heranwachsen sahen, die Stütze ihres Glückes, und die Freude ihrer Tage erblicken. Sie sind gesichert, daß der Vorfahrer für die Bildung seines Nachfolgers sorgte, daß er ihm mit seinem Tode auch das System seiner Regierung übergiebt, und daß sie der neue König so gut kennt, als sie ihn kennen.

Glaubt nicht, daß die Grausamkeit erblich ist. Wenn auch der Vater grausam war; der Sohn wirds deßwegen nicht; — es sey dann, daß er es nothwendig fände. Die Lauigkeit der Monarchen hat viele Monarchien zerstöret, und viele Völker unglücklich gemacht. Unter strengen Fürsten hat der Monarchisme am wenigsten gelitten. Die Strenge erhält Ordnung; die Ordnung giebt Wohl, Heil und Glück. Muß ein General strenge seyn, der Tausende kommandirt; so muß es ein Fürst noch mehr, der über Millionen herrscht. Ohne diese Fürstenstrenge giebt es keine bürgerliche Zucht.

Daß ein Kronprinz, dem es an moralischen und zum Theile physischen Kräften gebricht, zur Regierung untüchtig sey, und auf die Krone Verzicht thun solle, das versteht sich von selbsten, und dafür haben die Gesetze schon gesorgt.

Es

Es bleibt uns also nichts, als die Vortheile einer erblichen Thronfolge unpartheyisch einzusehen, und dem Geschicke zu danken, das uns in einem Lande leben läßt, wo die Krone von einem würdigen Gliede unserer Fürstenfamilie auf das andere fällt, und wo wir vor den bittern Nachtheilen der Wahlgeschichten so herrlich geschützet sind.

Das Alterthum der erblichen Thronfolge ist das wahre Gepräge ihrer Gültigkeit. Durchgehen wir die Geschichte; so finden wir in den ältesten Zeiten, daß da, wo keine Tyranneyen einschlichen, die Krone immer auf den ältesten unter den Söhnen des verstorbenen Königs kam. Und dieser Erbfolge haben die damaligen Völker ihren Glanz, ihre Größe und ihren unsterblichen Ruhm zu verdanken. So wie die Perser, wie die Mazedonier, so auch mehrere andere Völker.

Die Macht, die Rechte der Fürsten.

Ein Fürst, vorzüglich der es durch die Erbfolge wurde, ist immer Herr über sein Volk. Herr, und unumschränkter Herr; denn ohne dieser Herrschaft von der einen, und ohne Unterthänigkeit von der andern Seite ist keine Subordinazion, und ohne Subordinazion keine Ordnung, keine Ruhe, keine Sicherheit.

Fürsten haben also ihre besondern Rechte. Monarchen haben ihre unumschränkte Macht. Völker müssen ihren Fürsten diese Rechte, und diese Macht anerkennen. Soll der Kaiser — Kaiser seyn; so muß man ihm auch geben, was des Kaisers ist.

Die wahren Rechte eines allein herrschenden Fürsten bestehen in der unumschränkten Gewalt, an dem Wohle des Volkes nach Belieben und Einsicht handeln zu können, und in der Macht, nach Willkuhr und Gutdünken Gesetze zu

geben und Gesetze abzustellen; in der Macht, nach Willkuhr zu binden und zu lösen. Das bedeutet so viel, als ein regierender Fürst thue, was er will; so sind alle seine Handlungen gerecht und gesetzmäßig, wenn sie dem allgemeinen Wohle nicht entgegen sind.

Die Schrift sagt, daß die Israeliten, als sie mit der Richtung Samuels ältesten Sohnes unzufrieden waren, und um eine Veränderung der Regierungsforme, um einen König bathen, eine Aeußerung Gottes an Samuel erhielten, wo er sie der Vorzüge und Rechte der Könige erinnerte, und wo er ihnen die Dienstbarkeit, die Unterwürfigkeit, den Verlust der Freyheit, die schweren Auflagen und den beständigen Krieg ankündigte.

Sie klingen hart die Worte Dienstbarkeit, Unterwürfigkeit und Verlust der Freyheit. In Ohren, die den unrechten Begriff von Freyheit haben, klingen sie noch härter. Wollen wir sie also umtaufen in Folgsamkeit. Der Liebe und der Ehrfurcht, die wir dem Landesfürsten schuldig sind, doch nicht zu vergessen.

Also ein Fürst, ein Fürst mit der ganzen Macht, mit allen Rechten eines Fürsten; Folgsamkeit gegen Gesetze; Liebe und Ehrfurcht gegen

ihn,

ihn, sind hinreichend, einen Staat zu erhalten, in Ruhe, Einigkeit und Ordnung zu erhalten.

Die unumschränkte Gewalt eines Fürsten wird hierzu erfodert. Der Fürst soll ganz der Sachwalter seines Volkes seyn. Ist er nicht als Fürst unser Herr; so ist er es als Gesetzgeber, als gesetzgebende Macht. Kein Ministerium, kein Parlament, keine vielen Herren wollen wir; es sey dann, der Fürst will sie, der Fürst sucht ihren Rath.

Außer dem Fürsten wollen wir keinen Herrn, keine Macht anerkennen. Es ist eine gewisse Genugthuung, nur Einen Herrn zu haben. Non habemus Regem, nisi Cæsarem.

Aber eine Gradazion ist übrigens im Staate doch nothwendig. Der Fürst kennt sie nicht. Beym Monarchen ist Fürst und Bettler einerley. Er macht nach Willkuhr den Fürsten zum Bettler, und den Bettler zum Fürsten. Aber für uns, für das Volk ist eine Gradazion nothwendig.

Der Adel, der verschiedene Adel, die verschiedenen Würden machen eigentlich diese Stuffen. Was aber adelt, ist etwas anders, als die Geburt und der Stern. Viele tragen den

Stern beym Knopfloche, Andere tragen ihn an — der bloßen Brust.

Erhabenheit und Stolz lassen sich vom Landesfürsten ertragen, vom Adel nicht. Doch giebt es wenige Beyspiele, daß Monarchen stolz wåren. Ich will zehnmal lieber mit dem Monarchen selbst sprechen, als mit seinem Minister, ja als manchmal mit seinem Kammerdiener.

Vielleicht giebt es manche Fürsten, die sich wegen ihres erhabenen Standes über ihre Unterthanen, mit Niemanden, als mit ihren Ministern besprechen zu können glauben. Aber deutsche Fürsten thun dieß nicht. Unser kaiserlicher und seine benachbarten Höfe haben sich mit Leutseligkeit immer ausgezeichnet.

Ein Monarch ist nicht immer stolz, und kann es oft gar nicht seyn. Kein Monarch vergißt Mensch zu seyn. Jeder weis es gut, daß er der Mensch ist, der wir sind, und daß wir Menschen, wie er, sind.

Wenn der Monarch vor uns den Hut nicht rückt — welches zwar unsere heutigen Monarchen zu ihrer eigenen Last nur gar zu sehr beobachten; — so thut er es nicht aus Stolz, nicht aus Verachtung, sondern aus Unmöglichkeit,

keit, allen das zu erweisen, was er doch der Menge halber nicht kann.

Wenn er nicht mit jedem Bürger spricht, nicht jedem Audienz giebt; so geschieht es nicht aus Herabsetzung des Pöbels, sondern aus Unmöglichkeit, Alle zu sprechen. Im Gegentheile — wie ich schon sagte — ein Monarch kennt keinen Unterschied. In Rücksicht seiner sind Fürsten und Bettler gleich.

Nur wir — wir selbst sind den Fürsten mehr schuldig, als wir wirklich leisten. Wir selbst sollen uns schämen, manchmal so unverschämte Foderungen an Fürsten zu machen, die eine Biene an ihre Königinn gewiß niemals machen würde.

Wie bitter scheint Manchem das Wort Unterthan? Es giebt Kerls, die sich ordentlich schämen, des römischen Kaisers Unterthan zu heißen. Da sich doch ein regierender Reichsfürst, ja mancher Erbprinz und künftiger König nicht schämt, bey einem solchen Monarchen Dienste zu nehmen.

Wir sind Unterthanen der Gesetze, sagen sie, nicht der Monarchen. Monarch und Gesetze, Gesetze und Monarch, wenigstens gute, dauerhafte Gesetze und Monarch sind inseparable Dinge.

Lassen wir den Fürsten ihre Rechte — Es hält ja jeder Privatmann auf die seinigen. — Lassen wir ihnen die Macht, uneingeschränkt zu herrschen, willkührlich Gesetze zu geben. — Wir verstehen es ja ohnehin nicht, das Regierungsgeschäft; Gehorchen ist unsere Sache, und aus ihren Händen unser Wohl erwarten. — Stellen wir uns so an, wie es sich für einen Gehorchenden gegen den Gebietenden, für einen Unterthan gegen die oberste Gewalt gebührt.

Auch die Erhabenheit, die Größe gehören unter die Rechte der Fürsten. Sie ist ein viel zu kleiner Lohn für den höchsten Gipfel möglicher Verdienste; für das Verdienst, gut regiert, und Völker glücklich gemacht zu haben.

Ist die Größe der Fürsten in unserm Zeitalter etwas gesunken, das heißt, hat ihr Ansehen etwas verloren; so sind die Fürsten selbst Schuld daran. Die Leutseligkeit, die Herablassung eines Fürsten wird vom dummen Pöbel oft mißkennet und schlecht belohnet. Es kann uns hier kein besserer Beweis dienen, als der auffallende Kontrast zwischen den Zeiten Kaisers Karls des VI, und jenen Josephs des II.

Ein Staat, der wahrhaft glücklich und blühend seyn will, muß dem Monarchen die

geziemende Größe und die ihm zustehenden Rechte einräumen.

Diese Rechte der regierenden Fürsten, sagte ich, bestehen in einer unumschränkten Macht, in einer ausübenden Gewalt ohne Einschränkung. Die Grenzen des Landes nach Maaß der Nothdurft oder der Umstände erweitern, Krieg ankünden, Krieg führen, Frieden schliessen u. d. gl. sind nur kleine Zweige dieser Macht. Im Allgemeinen schließt sie alles ein, was die auf das Wohl des Staates, oder wenigstens nicht zu dessen Nachtheile abzielende freye Willkuhr betreffen kann.

Folgsamkeit — in Rücksicht seines Landesfürsten und seiner Gesetze ist also die größte Tugend für ein Volk, und die größte Nothwendigkeit, wenn es glücklich seyn will.

Von der Liebe und von der Ehrfurcht gegen die Fürsten.

Auf Liebe und Ehrfurcht kann jeder Fürst von Seite seiner Unterthanen Anspruch machen.

Die Liebe zum Landesfürsten ist uns so angebohren, als die Liebe zum Vaterlande, die Liebe gegen Eltern und gegen Kinder. Angebohren ist sie uns. Ihre Triebe sind so allgemein, aber auch so unbekannt, als jene der Vaterlandsliebe.

Ich halte es für eine Gutthat der wohlmeinenden Natur, für einen von der gütigen Natur eingeflößten edlen Trieb, daß wir unsere Landesfürsten lieben, und lieben müssen. Denn mit dieser Liebe erkaufen wir uns unsere eigene Glückseligkeit.

Fürstenliebe ist also eine allgemeine Gabe; den wilden Völkern so allgemein, als den gesit-

sitteten. Vielleicht wäre sie Tugend, wenn sie nicht natürliche Nothwendigkeit wäre.

Weil jede reine Liebe gegen lebende Gegenstände mit Ehrfurcht verbunden ist; so ist es auch die Liebe gegen den Landesfürsten. Der Fürst verdient unsere Ehrfurcht vor allen Andern.

Also Liebe und Ehrfurcht sind wir unsern Fürsten schuldig; so wie der Diener seinem Herrn, so wie das Kind seinen Eltern, so wie der Soldat seinem Feldherrn.

Diese Liebe, diese Ehrfurcht kostet uns gar keinen Zwang; denn sie entspringt von sich selbst. Es kann keinen Unterthan, keinen Staatsbürger geben — er sey dann ein verdorbenes Unthier — in dem diese Triebe nicht zugegen sind.

Auch im Kleinen sehen wir ja auch das nämliche. Jeder Bauer liebt seinen Grundherrn; jeder streicht ihn vor einen andern hervor; jeder will, daß sein Herr ein grösserer, ein besserer Herr ist; jeder zanket und disputirt sich um seinen Herrn. Jeder Student liebt seine Universität und seine Professoren; jeder Bediente seinen Herrn; jeder Gesell seinen Meister; jedes ehrliche Stubenmädchen ihre Frau.

Ich weiß nicht, wie mir bey einem andern Landesfürsten wäre; aber die Nachkömmlinge

linge von der grössen, liebenswürdigsten Theresie waren uns immer die geschätztesten. Nicht nur als Fürsten, sondern als Menschen haben sie immer sehr viel Liebreiches.

Ich habe Franzen, unsern itzigen Kaiser, König und Herrn, vielleicht nur zwey oder dreymal an Josephs Seite gesehen; aber ich habe eine Liebe für ihn, für die Blut und Leben zu kleine Opfer wären. Diese Liebe habe ich ohne Absicht — vielleicht also bloß als Patriot, bloß als Enthusiast für meinen Gebieter. O alle Deutsche hegen diese Empfindung mit mir, ich bin überzeugt. Die Deutschen waren immer ihren Fürsten getreu, Theresens Nachkömmlingen aber am getreuesten.

Und die wildesten, rauhesten Völker hegen diese Liebe und die damit verbundene Ehrfurcht für ihre Fürsten. In den ältesten Zeiten, in den Geschichten der ältesten Fürstenthümer finden wir Beweise dieser Liebe und Ehrfurcht. Ja hundertmal mehr — zu unserer eigenen Schande — als in unsern heutigen Zeiten.

Die Amalekiten stritten sich, ihr König wäre der erste, der größte vor allen. Balaam, um die künftige Hoheit des jüdischen Landes vorzustellen, sagte, sein König soll höher seyn, als

Agag. Es ward ordentlich zu allen Zeiten eine gewisse nazionále Eigenliebe, seinen Fürsten so hoch als móglich zu erheben.

Die Ehrfurcht gegen die jüdischen Regenten und Gesalbten erhellet aus der demüthigen Spráche, in der man sie anzureden pflegte, und aus der Unterwürfigkeit, mit der man sich ihnen náherte. Selbst Kóniginnen und Propheten warfen sich vor ihnen mit dem Gesichte zur Erde, wie Nathan und Bathseba gegen David thaten.

Jedes Verbrechen gegen die Obrigkeit und gegen die schuldige Ehrfurcht derselben sah David als einen Kónigsmord an. Salomon erhob die Würde des Throns noch zu einem viel hóhern Grade.

Was selbst Kóniginnen vor ihren Gatten für Ehrfurcht hatten; da kann die Geschichte von Esther und Andern zum Beyspiele dienen. Ja noch heut zu Tage finden bey den orientalischen Fürsten noch die námlichen Gewohnheiten statt.

Die Liebe der Aegyptier zu ihrem Kónige war so groß, daß sie zur Erhaltung desselben von den Aerzten gehórige Vorschriften in Rücksicht auf seine Gesundheit geben ließen, die sie beobachten mußten; und das Volk war mehr bekümmert

mert für die Wohlfahrt des Königs, als für jene seiner Weiber, Kinder oder Güter.

Diese Liebe bezeigten sie auch durch die Klagen, die sie über den Verlust eines Königs anstellten, und durch die Ehrenbezeugungen, die sie ihnen sogar nach ihrem Tode erwiesen.

Das ganze Land gieng zu derselben Zeit freywillig in Trauer. Sie zerrissen ihre Kleider, verschlossen ihre Tempel, und stellten alle ihre Opferfeste und Feyerlichkeiten zwey und siebzig Tage lang ein. Diese ganze Zeit über enthielten sie sich aller wohlschmeckenden Speisen, badeten und salbten sich nicht, schliefen nicht in ihren Bethen, und hatten nichts mit ihren Weibern vor. Aehnliche grosse Zeremonien hatten sie auch bey der Aussetzung der königlichen Leiche.

Aber auch groß war das Ansehen der Könige bey den Aegyptern. Wie prächtig nur ihre Grabmäler waren, das können die noch zum Theile stehenden Pyramiden beweisen.

Die Perser erwiesen ihren Königen die höchst ersinnliche Ehrfurcht. Ja sie setzten sie auch wirklich mit ihren Göttern in gleichen Rang. Sie hielten es für eine Beleidigung in ihrer Gegenwart auszuspeyen oder zu lachen. Sie be-

 ehrten

ehrten sie mit dem Titel: großer König, oder König der Könige. Wenn sie öffentlich erschienen, welches aber selten geschah; wurden sie allzeit mit Musik und zahlreicher Wache, die aus dem vornehmsten Adel bestand, begleitet.

Aus Ehrfurcht vor ihren Königen mußten sie in des Königs Gegenwart die Hände in ihren Ermeln verbergen; und wer diesen Gebrauch verabsäumte, wurde am Leben gestraft. Es war Niemanden erlaubt, ohne des Monarchen Begünstigung, in den königlichen Pallast zu kommen, und Niemanden war es vergönnt vor den König zu kommen, wenn er sich nicht vorher vor seinem Bilde niedergeworfen hatte.

Ihre Liebe zu den Königen war nicht kleiner, als die Ehrfurcht, die sie ihnen erwiesen. Als sich einsmals Xerxes zur See in großer Gefahr befand, wetteiferten sie unter sich, wer der erste seyn würde, zur Erleichterung des Schiffs über Bord zu springen, um das Leben des Fürsten — wiewohl mit Kosten ihres eigenen — zu retten. Auf den ersten Wink von ihrem Fürsten waren sie bereit, sich selbst den Tod anzuthun.

Des Königs Geburtsfest war als heilig gefeyert, und mit äußerster Pracht begangen.

Sein Tod war dadurch betrauert, daß der Gerichtssaal auf fünf Tage geschlossen war; und das Feuer, das man in den Familien anzubethen pflegte, war bloß bey dieser einzigen Gelegenheit ausgelöscht.

Ein anderer Beweis der großen Ehrfurcht für die Monarchen ist die feyerliche Pracht ihrer Leichenbegängnisse bey den Scythen. Wohin nur der Leichenzug kam, da war das Volk genöthiget, es den königlichen Scythen in ihren Trauergebräuchen nachzuthun, welche darinn bestanden, sich einen Theil des Ohrs abzuschneiden, sich den Kopf abzuscheeren, sich in Stirne, Nase und Arm zu verwunden, und die linke Hand mit einem Pfeile zu durchstechen.

In spätern Zeiten noch waren selbst die Statuen eines römischen Kaisers für unverletzlich gehalten, und eine zufällige Verletzung derselben machte des Hochverraths schuldig. Erst durch den Severus Antonius wurde dieß abgeschaffet.

Und sollen wir das unsern Fürsten nicht thun, was Völker zu allen Zeiten den ihrigen gethan haben? Unsern Fürsten, die gar kein dummes Zeremoniel mehr, sondern bloß unser Herz verlangen? — O wir wollen unsere Fürsten lieben und ehren. Die Natur heißt es

uns.

uns. Und sollte auch dieß nicht seyn; so wollen wir ihnen freywillig Liebe und Ehrfurcht weihen.

Fürsten können ihr Volk lohnen; das Volk kann den Fürsten nicht. Wenn unser Herz von Gefühl und Dankbarkeit überströmmt — von Dankbarkeit für die allgemeinen und einzelnen Gutthaten unsers Fürsten; — dann ist Liebe und Ehrfurcht unser Opfer. Und tiefe Ehrfurcht und heiße Liebe ist unsere tägliche Huldigung.

Wer aber denjenigen nicht liebt und nicht ehret, dem er die Sicherheit seines Lebens und seines Vermögens, dem er jede süße Glückseligkeit unter dem vereinigenden Bande der Gesellschaft zu verdanken hat; der heiße kein Bürger — kein Bidermann — kein Deutscher; der heiße kein Unterthan — lachet ihr Lacher; — dem werde der süße Namen eines Unterthans unsers Kaisers nicht zu Theile, den wir einhellig lieben und ehren.

Von der bürgerlichen Freyheit.

Zu was die überspannten Begriffe von bürgerlicher Freyheit bringen können, das sehen wir mit Augen, und hören wir mit Ohren.

Ich glaube es nicht, daß die Menschen so sehr herabgewürdiget seyn sollen, und sollen es aus ernster Bosheit ihrer eingebildeten Freyheit zu Liebe thun. Nein. Sie thun es aus Mangel an Unterrichte, aus Mißverständniß; aus schlechten Begriffen von der bürgerlichen Freyheit.

Die Meisten lallen nur nach, was sie hören. Denn was allenfalls Buben, die Freyheitszettel anpichen, oder ein Es lebe die Freyheit anstimmen, für Begriffe von der Freyheit haben, das läßt sich wohl denken.

Könnte ich die Sache zersetzen, wie ich es wünschte; könnte ich genugsamen Unterricht über das Wort bürgerliche Freyheit geben; könnte

ich

ich den Unwissenden belehren, den Halbgelehrten zurechte weisen, und den etwaigen Gelehrten — Boshaften — beschämen: o dann würde ich viel gethan haben; weil ich meinen Mitbürgern viele Ruhe verschaffet, und meinem, über den Fall des Volks und über seine muthwillige Zugrundrichtung weinenden Fürsten — eine Thräne getrocknet hätte.

Jede Person, welche ein Glied eines Staates ist, folglich Rechte als ein Glied desselben genießt, sie mag im Stande der Obrigkeit oder der Unterthanen leben, heißt überhaupt ein **Bürger**. Nicht nur Erbunterthanen, sondern Fremdlingen gehört also dieser Namen, so lange als sie im Staate sind.

Ein Bürger heißt also ein Einwohner im Staate, der sich den Gesetzen desselben unterzieht, der sich der Gesellschaft der übrigen einverleibt, und von dem gemeinschaftlichen Bande derselben gebunden seyn will. Jeder andere ist kein Bürger, kein Bürger dieses Staates. Jeder andere ist ein einzelnes Thier, ein wilder Einwohner, ist vogelfrey. Er ist ein Auswurf des Staates, zu dem er nicht gehören will.

Ein Staatsbürger kann also keiner andern, als einer **bürgerlichen Freyheit** genießen,

das

das ist, einer solchen, die den Verfassungen der Gesellschaft nicht entgegen lauft, und in keiner Rücksicht nachtheilig ist. Die natürliche Freyheit — die zwar außer der Einbildung nirgends existirt — die natürliche Freyheit zum Rauben, zum Morden, zu willkührlichen Ungereimtheiten und Gewaltthätigkeiten, zur Sättigung toller Leidenschaften ist jeder Gesellschaft, jedem einzelnen Bürger nachtheilig, folglich aus geordneten Staaten ausgemerzet. So bald als mit der Errichtung der Gesellschaft die tollen natürlichen Rechte und allgemeinen Ansprüche verschwunden sind; mußte es auch die natürliche Freyheit.

So wie die Gleichheit in der Gesellschaft nur idealisch ist — da ein Staat ohne Gradazion nicht bestehen kann; — so ist auch jeder überspannte Begriff von ungemessener Freyheit leeres Hirngespinnst. Beydes giebt den Stoff zu den häßlichsten Uebeln, zu einem oft unübersehbaren Elende, zu Empörungen und zu allen bösen Folgen derselben.

Die Gesetze, die Polizey, die Ordnung müssen diesem steuern. Sie müssen die natürliche Freyheit in so weit einschränken, als sie der Gesellschaft nachtheilig wird, ohne jedoch

den wahren Rechten der geselligen Menschheit zu nahe zu treten.

Es giebt also keinen bürgerlichen Zwang. Der Zwang der Gesetze in Staaten ist nur für natürliche Phantasten ein Zwang. Wie **Montesquieu** sagt, so soll zwischen Gesetzen und Freyheit ein gewisses Gleichgewicht seyn; oder eine Gewalt soll die andere gleichsam in Zaum halten. Doch muß das Maaß der möglichen Kräfte der Widersetzung von Seite der Bürger stets kleiner seyn, als das Maaß der Zwangkräfte von Seite des Staats. Daher muß verhindert werden, daß kein Stand oder einzelner Bürger zu einer solchen Freyheit, oder zu solchen Kräften anwachse, durch welche er sich der öffentlichen Aufsicht mit Erfolg widersetzen könne.

Es ist also unbegreiflich, und — wie **Frank** sagt — zu sehr á la Rousseau philosophirt, wenn man im gesellschaftlichen Leben die natürliche Freyheit uneingeschränkt beybehalten wissen will. Würden sich nicht so gegen alle Gesetze gleich starke Einwendungen machen lassen? — und wird denn wohl je wieder die Zeit kommen, daß wir zu unsern Halbbrüdern, den

übri-

übrigen Thieren, in die Wälder zurück wandern werden?

Doch, durch das auch noch so sehr erweiterte Gebiet einer Polizey wird die menschliche Freyheit nicht gänzlich beschnitten. Die Rechte der Hausväter, der Eltern, der Ehemänner, hundert andere Rechte werden nicht gekränket, werden dem Bürger nicht unbefugt genommen, und in die despotischen Hände der Obrigkeit oder der Fürsten gegeben.

Bey jeder guten Polizey sehen wir nichts, was der in einem gemeinen Wesen möglichen Freyheit zu nahe käme; nichts, was vernünftige Bürger als Sklaven der gesetzgebenden Obrigkeit könnte ansehen machen, als welche bloß für das gewisseste erste Wohl derselben Sorge trägt, und ihren Kindern gleichsam nur die Messer entzieht, womit sie sich gefährlich verletzen könnten.

Man darf nicht rauben, sich nicht rächen, niemand schimpfen, schlagen, morden. Man darf nicht mehr — wie der ehemalige Römer — seine Kinder hinrichten, seine Dienstbothen sultanisiren, mit Ruthen peitschen und erdrosseln lassen. — Unsere natürliche Freyheit leidet darunter. Aber besser ist es für mich, für alle Mitglieder des Staats, über dergleichen und

tau-

tausend andere Dinge durch obrigkeitliche Fürsorge die Hände gebunden zu wissen.

Uebrigens ist es auffallend genug, daß man der Polizey zu viele Einschränkung der bürgerlichen Freyheit, und Begünstigung der gesetzgebenden, despotischen Macht zur Last lege, und mit dem übel verstandenen Wort **Freyheit** herumfechte, ohne einzusehen, wie sehr dadurch die Menschheit gegen so mancherley unbefugte Angriffe, unüberlegte Gesetze, und gemeinschädliche, obschon geheiligte Gebräuche vertheidiget wird.

Sonnenfels sagt, der Gegenstand der allgemeinen Polizeywissenschaft ist bloß die innere Sicherheit des Staates. Durch sie werden bloß die Mittel dargebothen, welche den Menschen in den Stand setzen, der Vortheile zu geniessen, welche ihnen das gesellschaftliche Leben darbiethet, und sich von dem rohen, wilden Menschen zu unterscheiden. Sie ist also eine Vertheidigungskunst, eine Lehre, die Menschen wider die nachtheiligen Folgen größerer Beysammenwohnungen zu schützen.

Wenn die Menschen also der Vortheile der Gesellschaft geniessen wollen — und wer wird diese nicht wollen? — so müssen sie auch die Mittel dazu wollen. Wie kann man der Gesetze weniger,

niger, und bey den wenigen doch die nämlichen Vortheile geniessen wollen?

Vielleicht wäre es hier nothwendig, die Pflichten, welche zum geselligen Leben wesentlich gehören, aus einander zu setzen; aber der Ort ist es nicht. Diese Pflichten sollte ja jeder Bürger, jedes Mitglied einer Gesellschaft kennen; diese sollten ja seinen ersten Katechisme ausmachen.

Ich zweifle auch, ob es Menschen gebe, denen diese Pflichten unbekannt seyn können. Die Natur lehrt sie ja; der ungeübteste Verstand sieht sie ein; in jedes Herz sind sie gegraben.

Aber ich balge mich hier mit gesellschaftlichen Pflichten, mit Nothwendigkeit der Gesetze, mit natürlicher und bürgerlicher Freyheit unnöthig herum. Es ist ganz was anders, um was bey unsern itzigen Zeiten so sehr gezankt wird. Der Hauptsatz, der Lieblingssatz unserer Herren Freyheitsgönner ist nur, daß die bürgerliche Freyheit in Republiken — in Demokrazien, denn o in Aristokrazien doch nicht! — weniger eingeschränkt sey, als in Monarchien.

Hier liegt der Knotte. Große Gleichheit, große Freyheit; nicht gänzliche Gleichheit, gänzliche Freyheit. Größere Gleichheit, größere Freyheit,

heit, als in Monarchien, das ist der Jakobinismus.

Uebergehen wir alle andern Nachtheile einer demokratischen Republik, und erwägen wir also, ob dann in einer gut geordneten Demokrazie die bürgerliche Freyheit weniger eingeschränkt ist, und weniger eingeschränkt seyn kann, als in einer monarchischen Regierungsverfassung. — Hören wir nur.

Alle glauben, der Mensch sey von Natur frey. Nein, er ists nicht. Wenn auch die Umstände diese Freyheit nicht einschränkten; er wäre es doch nicht. Jeder Mensch handelt nach seiner Organisazion, nach seinen Grundsätzen; und jeder Mensch hat Grundsätze, auch der Wilde. Seine Denkungsart macht ihm Gesetze, und diesen muß er getreu bleiben. Wenn er alle Gesetze übertritt; diese übertritt er gewiß nicht. Sich selbst betrügt der Mensch nicht, und sich selbst wird er nicht untreu.

Es kann seyn, daß die bürgerlichen Gesetze seiner Denkungsart schnurstraks entgegen gesetzet sind. Aber einen Zwang, ein Gesetz muß er doch immer erkennen. Immer führt ihn etwas zum Thun, oder zum Nichtthun.

Die

Die wahre Freyheit ist also eingebildet. Die natürliche Freyheit, wo der Mensch nach Willkühr seinen eigenen Gesetzen gemäß handelt, diese ist die eigentliche Freyheit, und diese hat so viel Anziehendes. Jeder will willkührlich handeln, und jeder will Monarch seyn. Dieß verleitet die Menschen zum Vorzuge der Demokrazie.

Aber Keiner erreicht seinen eingebildeten Zweck in der Demokrazie. Diese demokratische Freyheit ist ein Unding. Keiner kennt sie, ja Keiner versteht sie.

Als die Römer in Mazedonien statt der monarchischen eine neue Regierungsverfassung einführten, vermöge der die Mazedonier für frey erklärt wurden; war das mazedonische Volk in großer Verlegenheit, daß es nicht begreifen konnte, worinn dann eigentlich die ihnen gegebene Freyheit bestünde. Es legte selbst den Römern seinen Zweifel vor, konnte aber keine genugthuende Beantwortung erhalten. Es wollte dann nach der Hand unter einem bösen Tyrannen, der sich zum Könige aufwarf, mit unüberwindlicher Geduld lieber jedes Ungemach ausstehen, als von der römischen Freyheit abhängen.

So verkehrt sind die Begriffe von demokratischer Freyheit.

Kann dann ein Monarch wohl jemals vollkommen willkührlich handeln? Hat er nicht seine eigenen Gesetze? Und wie unterschieden sind dann die Gesetze, wie sehr unterliegen sie dann der Willkühr? — Sie unterliegen ja nur kleinen Abänderungen, kleinen Modifikazionen. Das Wesentliche muß ja immer bleiben. Sie zielen ja alle nur zu dem nämlichen großen Endzwecke ab.

Und soll dieser Endzweck in Demokrazien ein anderer seyn, als in Monarchien? Ist es nicht in beyden das allgemeine Wohl des Staates? Besteht nicht in beyden das Wohl des Staates in Ordnung, Ruhe und Sicherheit? Und können die anders erhalten werden, als durch Gesetze?

Die Gesetze müssen in Demokrazien eben so fest, eben so strenge seyn, als in guten Monarchien. Und Gesetze ohne Einschränkung der Freyheit giebt es ja nicht. Die bürgerliche Freyheit muß also in beyden Verfassungen gleiches Maaß haben. Wo ist denn also die demokratische Freyheit?

O ihr Thoren! Was wollt ihr, was wünscht ihr, ohne es zu verstehen; ihr Scheusal von Menschen! Was sucht ihr noch Anhän-

ger,

ger, die euch aus Dummheit, aus Mangel an Unterricht nachplappern! Du elendes Loos der Menschen! So wollen dann die Menschen betrogen seyn! so wollen sie sich dann selbst unglücklich machen!

Es lebe die Freyheit! schreyen sie. Sie wissen nicht, was das heißt. Sie wollen Demokraten seyn. O das Gute unserer Landesverfassung kitzelt sie zu stark. Sie wollen lieber in einer eingebildeten Demograzie von einem Tyranne, von verruchten Aristokraten, oder von der rasenden Gewalt der Verwirrung aufgefressen werden.

Ja sie lebe die Freyheit — die bürgerliche Freyheit! Jeder Staat, auch jeder monarchische Staat ist frey, wo die bürgerlichen Handlungen des Menschen nicht eingeschränkt sind; wo der Bürger nur zum Bande der Geselligkeit gezwungen, übrigens nach eigener Willkühr und uneingeschränkt handeln kann; wo die Gesetze nur auf das Wohl des Allgemeinen abzielen; wo der Bürger nur als Bürger gebunden, als Mensch aber unbeschränkter Herr seines eigenen Willens ist.

Und heut zu Tage, in unsern aufgeklärten Tagen, was fehlt wohl heut zu Tage unserer Freyheit? Blicken wir zurück auf hundert, auf

fünfzig, ja nur auf zwanzig Jahre. Was für ein Unterschied! Und doch waren die Leute dazumal ruhiger und glücklicher, als heute.

Nehmen wir die Strenge der Religion, die beobachtet werden mußte, den Zwang zum Glauben, zur Andacht, und wie es dazumal mit der Freyheit aussah. Erst Friedrich erlaubte jedem Bürger, in Glaubenssachen zu denken und zu thun, was er wolle — wenn er nur ein ehrlicher Mann ist. Erst Joseph führte die heilige Toleranz ein, und riß allen Religionszwang weg.

Und unter Franzen — was leidet dann unsere Freyheit? Eine Religion können wir haben, welche wir wollen. Die Religion, die wir haben, können wir beobachten, wie wir wollen. Die Katholiken dürfen sich zur Osterzeit mit keinem Beichtzettel mehr beym Zahlamte ausweisen, wie vor zwanzig Jahren, wenn sie ihr Geld fassen wollten. Alle menschliche Schwachheiten werden durch die Finger angesehen. Keine Hurerey wird beschämt, und kein Ehebruch bestraft. Kein Lump, kein Spieler, kein Säufer, kein Müssiggänger, ja kein — Plauderer, kein schlechter, niederträchtiger Plauderer wird zur Verantwortung gestellt. Wir reden, wir schreiben, wir lesen, wir thun, was wir wollen. Kurz, Franz will

nichts, als daß wir ehrliche Leute, ruhige Bürger und gute Gesellschafter seyn sollen. Alle unsere übrigen Handlungen sind willkührlich.

In welcher Republik ist wohl eine schönere Freyheit? In welcher Demokrazie? O leere Einbildungen! Wo der Monarch gut und weise ist, da ist das Volk frey. Die dummen Menschen wollen nur eine natürliche Freyheit, sonst aber wollen sie nichts Natürliches.

In den vom Mittelpunkte entfernten Staaten der kaiserlichen Erblanden ist die Freyheit noch größer. Procul a Jove, procul a fulmine. Und eben dort ist der Demokratendrang vielleicht am heftigsten.

Vor allen aber kann ich nicht umhin, eine Bemerkung zu machen, die die ganzen kaiserlichen Staaten trifft. Unter jenen, die vom Fürsten, vom Staate bezahlt sind, findet man die meisten, die eine Freyheit predigen, und eine Demokrazie einzuführen wünschten.

O ihr undankbare, verachtenswürdige Geschöpfe, ihr Herren Jakobiner, Illuminaten ꝛc.! Mit euch hat es der Fürst so gut gemeint. Ihr seyd ihm vielleicht entbehrlich, und ihr seyd doch bezahlt. Wie viele neue Dikasterien, wie viele neue Aemter sind errichtet, um euch Brod zu ver-

schaffen, da ihr sonst nach alten Einrichtungen euch mit Handarbeiten ernähren, oder im Kummer darben mußtet.

Merkt es euch, ihr seyd dem Fürsten Pflicht und Treue schuldig, mehr als andere Bürger. Ihr habt Treue angelobt und geschworen, und nun werdet ihr meineidig. So machten es die Jakobiten, die kein Bedenken trugen, um gewisse lächerliche Freyheiten als Unterthanen nicht zu verlieren, der Regierung einen Eid zu leisten, ob es gleich bey ihnen der schändlichste Meineid war. O wenn doch noch nachdrückliche Strafen für den Meineid in den Staaten wären!

Und ihr also, ihr bezahlten, ihr gedungenen, ihr geschwornen Diener, ihr seyd eurem Herrn untreu. Ihr, die ihr heute — wenn ihr keinen Monarchen hättet — heute noch den Bettelsack umhängen, und eure demokratischen Freyheitsliedchen mit leichtem Magen singen könntet. O ihr Undankbaren! Ihr wollt Demokrazie. Ihr wollt Herren, Monarchen seyn. Wehe jedem Volke mit solchen Ungeheuern!

Advokaten, Aerzte, Freykünstler, Handwerker, alle, die von eigener Industrie leben, beschämen euch. Sie haben weniger aus des Monarchens Gnade; sie müßen sich mit vieler

Ar=

Arbeit, mit vieler Mühe in der Gesellschaft durch-schneiden, um ein Stückchen Brod zu essen. Aber mit ihrer Regierungsverfassung, mit ihrem Fürsten sind sie zufrieden, wünschen ihm ein graues Alter, und sich eine lange solche Regierung; wollen nichts von Demokrazie, von dummer Freyheit und Gleichheit wissen; obschon sie auch dann zu leben hätten.

Und die, die vom Fürsten leben, sollen ohne Fürsten seyn wollen? Nein, dieser Ungeheuer kann es doch nur wenige geben, oder sie müssen Ausländer, und keine Landeskinder seyn. Unter unserer bidern Nazion soll es gar keine geben. Uns sollen sie ihr Gift nicht mittheilen, uns nicht anstecken, uns nicht verrückt machen.

Wir wollen eine monarchische Regierungsform; wir wollen einen Monarchen, einen Fürsten, wie Franz ist. Heilig ist uns unser Kaiser, heilig seine Gesetze. In so weit, als es das Band der Gesellschaft erfodert, in so weit sey unsere Freyheit eingeschränkt. Sonst wollen wir in seinen Staaten frey leben, wie wir es bisher thaten. — Soll es aber das Wohl des Staates erheischen, o so soll unsere ganze Freyheit nur ein geringes, freywilliges Opfer seyn,

mit dem wir das Glück unsers Vaterlandes und unserer Mitbürger erkaufen!

Dieß ist das Gebeth, dieß sind die Wünsche, die Worte eines ehrlichen Deutschen. Worte, die aus einem warmen Herzen kommen; aus einem Herzen, das bey mancher Modeszene schmerzte und blutete.

Weil sie vom Herzen, vom warmen Herzen kommen; so sind sie enthusiastisch diese Worte. Aber sie sind nicht erbethen, nicht erkauft, nicht erdungen. Und wer würde wohl einen Redner dingen, der die Wahrheit — nur so manche, auffallende Wahrheit so einfach, so nackend, so ungeblümt hinschreibt?

Nein, es sind bloß Worte, die ein gereitzter Patriotismus in den Kiel fliessen ließ. Ein Patriotismus eines redlichen Deutschen, der es wünschte, daß alle, wie er, dächten; wie er, und wie tausend bidere Deutsche unter Franzens Regierung glücklich wären. O wenn es doch möglich wäre, Wünsche zu realisiren.

Verzeichniß einiger Verlagsartikel.

Abhandlung von der christlichen Hoffnung, wider den Geist der Kleinmüthigkeit, und des Mißtrauens, und wider die übermäßige Furcht. 8. 1793. 30 kr.

Arrest (wider den) der Civil-Schuldner. Der Aufmerksamkeit guter und weiser Fürsten gewidmet. gr. 8. Wien 1791. 30 kr.

Bauernjöppel (Joseph) Bau innerer Zufriedenheit, mit Anmerkungen aus dem Buche langjähriger Erfahrung und einem Kupfer. 8 Wien 1793. 1 fl.

Biographie Kaiser Leopolds des Zweyten, Königs von Hungarn und Böhmen, Erzherzogs zu Oesterreich, Großherzog von Toskana. 8. Wien 1792. 20 kr.

Buch (das) für Kreisämter, oder Leitfaden zur Landes- und Kreisbereisung nach allerhöchster Weisung und Begnehmigung. Von Hrn. Kropatschek. 3 Bände. gr. 8. Wien 1790. 10 fl.

Buchhalter (der durch eine Praxis von 30 Jahren gerechtfertigte) oder praktische Anleitung zu allen verschiedenen Vorfällen bey Handlungs- Wechsel- und Speditions-Geschäften, durch den dabey geführten Briefwechsel erläutert. 8. Wien 1791. 45 kr.

Diogenes (der deutsche) oder der Philosoph nach der Mode. Ein Roman mit Kupf. 8. Wien 1792. 1 fl.

Exner (P. Jos.) die erklärte und verdeutschte Messe, wie sie an Sonn- und Feyertagen gelesen wird, mit einem Anhang der Kirchengebete. 8 Wien 1792. 30 kr.

Gebeth- und Lehrbuch für die Jugend. Heraus-

gegeben von K. H. Seibt mit Kupf. 8. Bamberg 1792. 30 kr.

Gebethbuch (neuestes und bestes) für alle Christen, worin Morgen, Abend, Meß, Beicht, Kommunion, Tagzeiten Litaneyen, und viele andere Gebether enthalten sind, nebst den wienerischen Kirchenliedern, welche bey der neuen Gottesdiensteinrichtung vorgeschrieben worden, von F. P. 8. Wien 1793. 30 kr.

Haggenmüller (Jos.) der österreichische Unterthansadvokat. 2 Theile. 8. Wien 1792. 1 fl. 30 kr.

Hildenbrand (V. J.) über die Macht der Fürsten und über die bürgerliche Freyheit. Ein Buch fürs deutsche Volk. 8. 1793. 45 kr.

Homilien der Väter über alle sonntäglichen Evangelien des ganzen Jahres, nach ächten Ausgaben übersetzt, und zum Gebrauche der Seelsorger und Prediger, wie auch zur heilsamen Hauslesung für christliche Seelen herausgegeben. 2 Bände. 8. Wien 1790. 2 fl.

— — über die feyertäglichen Evangelien des ganzen Jahrs, nach ächten Ausgaben übersetzt, und zum Gebrauche der Seelsorger eingerichtet. Von H. J. A. 2 Theile. 8 Wien 1791. 1 fl. 45 kr.

Jesuit (der geheime) 8. 20 kr.

Kinderfreund (der neue) nach Weißens Geschmacke bearbeitet. 8. Wien 1791. 45 kr.

Kunst= und Wunderbuch, oder verborgene Geheimnisse, welche ein sterbender Vater seinen Kindern übergeben hat. Auf Verlangen meiner Freunde zum Drucke befördert, von A. F. zweyte Auflage. 8. Nürnberg 1791. 45 kr.

Leben und Geschichte Kaiser Josephs des Zweiten vom Jahre seiner Geburt 1741. bis zum Sterbtag. 5 Thl. 8. Amsterdam 1791. 3 fl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hildenbrand, Johann Valentin von,

Ueber die Macht der Fürsten und über die bürgerliche Freyheit ein Buch für's deutsch Volk

[S.l.] 1793

Pol.g. 414 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769354-8
VD18 14668270-001